1826. Anhalt.

VI. 127.

Geschichte

der

Religionsveränderungen

in

Anhalt.

Von

G. H. C. Lippold,
Pfarrer in Horsdorf.

VI 1127

Deßau 1826.
Verlag von Chr. Georg Ackermann.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorwort.

In unseren Tagen, wo eine höhere Geistesbildung in allen Ständen das Nachdenken auf gegenwärtige und vergangene Weltbegebenheiten leitet, scheint eine Übersicht der Religionsveränderungen unseres Vaterlandes Anhalt nicht ohne Interesse zu sein; zumal da gewisse Erscheinungen in der evangelischen Kirche für diesen Gegenstand eine besondere Aufmerksamkeit rege machen. Geheime Umtriebe der wieder auflebenden Jesuiten, Erbfeinde des Lichts und der evangelischen Kirche, haben schon manchen Schwachen

bethört und ins Netz gelockt. Sie machen es nothwendig, daß unsere Kirche auf ihrer Hut sei, und es wohl beherzige, welchen Kampf es einst kostete, sich aus der Gewalt der Finsterniß loszuwinden und zu dem Standpunkte zu erheben, auf welchem sie jetzt steht. Möge diese Schrift zur Erreichung jenes Zweckes ein Scherflein beitragen!

Der Verfasser.

Erster Zeitraum.

Heidenthum.

Das große europäische Land, welches jetzt den Namen Deutschland führt, und bei den alten Römern Germanien hieß, befand sich vor zwei Jahrtausenden in einer gleichen Verfassung, wie alle rohe Naturländer, an welchen des Menschen Hand noch keine Veränderung durch Anbau hervorgebracht hat. Wie noch jetzt unermeßliche Strecken in Amerika, so war auch Deutschland mit Waldungen bedeckt, die, ganz sich selbst überlassen, an manchen Orten undurchdringliche Dickichte bildeten, hier und dort auch von Sümpfen und Morästen unterbrochen wurden. Die Luft war dieser Waldungen und Moräste wegen viel rauher und unfreundlicher. Zu den Thieren, welche die Waldungen bewohnten, gehörten auch Bären, Wölfe und Auerochsen. Edlere Frucht-

bäume, die jetzt in jedem Winkel Deutschlands erzogen werden, gab es nicht, weil diese nicht wild wachsen; noch weniger den Weinstock. Eicheln, Buchnüsse, vielleicht wilde Äpfel und Birnen, mancherlei Beeren und Wurzeln — dies war es, was das Gewächsreich lieferte. Getreidebau, welcher jetzt der Oberfläche unseres Vaterlandes ein so verändertes Ansehn giebt, findet im Naturzustande nirgends statt.

Wie viel Jahrhunderte vor Christi Geburt man hinaufzählen müsse, um zu dem Zeitpunkte zu gelangen, in welchem Deutschland seine erste Bevölkerung erhielt, darüber läßt sich eben so wenig Gewisses sagen, als über den Anfang der Bevölkerung anderer Länder. Nach und nach ziehen in ein unbewohntes Land einzelne Familien oder Horden freiwillig oder gedrängt aus der Nachbarschaft ein, breiten sich aus und vermehren sich. Woher die ersten Bewohner kamen, ob aus Osten oder Westen? darüber sind nur Vermuthungen möglich; denn rohe Völker haben keine Schrift und keine Schriftsteller, und können daher den Nachkommen keine Nachrichten über ihre Einwanderung und Verfassung hinterlassen. Erst wenn benachbarte gebildetere Na=

tionen sie kennen lernen, hört man von ihnen; doch sind die Nachrichten auch dann lange Zeit noch immer mit Unwahrheiten vermengt.

Erst ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt lernten die Römer die Bewohner Deutschlands kennen, und von nun an kommen sie in der Geschichte vor und werden immer bekannter. Der römische Geschichtschreiber Tacitus schildert sie als starke, kräftige, große Menschen mit blauem Auge, blondem Haar, einfacher ärmlicher Kleidung aus Thierfellen und Baumrinden-Zeugen, wozu noch bei dem weiblichen Geschlecht einiges Linnen kam. Kopf, Knie, Schienbeine und Brust blieben unbedeckt bei beiden Geschlechtern; auch war die weibliche Kleidung wenig von der der Männer verschieden. Städte und Dörfer, womit jetzt Deutschland, zumal in den fruchtbareren Theilen, gleichsam übersäet ist, gab es nirgends. Die herumstreifenden Einwohner baueten sich einzeln zerstreuete Hütten von Holz, die sie mit Stroh und dürrem Laube deckten. Fenster hatten diese Hütten nicht. Jagd und Krieg waren die Lieblingsbeschäftigungen; die übrige Zeit wurde, wie bei allen Wilden, dem beliebten Müssiggange geweiht. Ein Schild,

eine Lanze, Keule, auch wohl Schleuder, Bogen, Pfeile und ein Schwert waren die üblichen Waffen. Im Kriege wurde ohne Menschlichkeit verfahren.

An Lustbarkeiten ließen es die alten Deutschen nicht fehlen. Sie kamen zu Trinkgelagen und Gastmahlen zusammen und waren dem Trunke sehr ergeben. Bier, ihr gewöhnliches Getränk, bereiteten sie selbst aus Gerste, welche sie baueten. Außer Wildpret, Milch und Käse von ihrem Hausvieh, aßen sie Wurzeln und wilde Früchte. Tanz und Spiel, besonders Hazardspiel, liebten sie leidenschaftlich und verspielten nicht selten sich selbst, so daß sie des Gewinners Leibeigene wurden. — Man rühmt ihnen Gastfreundschaft und Treue nach. Es gab verschiedene Stände, Edle, Freie und Sclaven. Die verschiedenen Völkerschaften, in welche sich die Bewohner Deutschlands eben so wie die rohen Einwohner von Amerika und anderer Länder, theilten, standen unter mehreren Oberhäuptern, die vorzüglich im Kriege, im Frieden aber wenig, zu gebieten hatten.

Die Religion war dem Zustande angemessen, worin diese Völker lebten. Tempel gab es nicht;

auch in den früheren Zeiten keine Götzenbilder. Was man Götterdienst nannte, wurde unter freiem Himmel in heiligen Hainen und unter Bäumen gehalten. Große majestätische Waldbäume, die vor anderen hervorragten, insonderheit Eichen, galten für die höchsten Heiligthümer. Man erwies ihnen die tiefste Ehrfurcht, begoß sie mit dem Blute geopferter Menschen und Thiere und verzierte sie mit den Körpern dieser Opfer. Wie allenthalben unter rohen Menschen herrschte auch unter den alten Deutschen der gräßlichste Aberglaube und galt unter ihnen für heilige Wahrheit. Er hatte natürlich auf ihre gottesdienstlichen Gebräuche einen mächtigen Einfluß. Der schon angeführte römische Geschichtschreiber Tacitus schreibt ihnen ähnliche Gottheiten zu, wie die Römer hatten; allein dies ist ein Irrthum. Die alten deutschen Völker wußten von den römischen Gottheiten nichts, sondern verehrten ihre eigenen, deren es wenigstens später eine ziemliche Anzahl gab. Nach Julius Cäsar, dem berühmten römischen Feldherrn, der kurz vor den Zeiten Christi lebte, beteten die Deutschen die Sonne, den Mond und das Feuer an. Der Sonne zu Ehren feierten sie

alljährlich das Fest Juel, welches eine Art Neujahrsfest gewesen seyn soll. Dem Monde schrieben sie, wie noch jetzt der ungebildete Theil der Menschen, einen großen Einfluß auf mancherlei Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu. Der Neu- und Vollmond hatte bei ihnen einen besonders wichtigen Einfluß auf gewisse Unternehmungen, z. B. Schlachten und Volksversammlungen, welche letzteren bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten wurden. Odin war Sinnbild der Sonne und der höchste unter den Göttern, gleichsam der Anführer des ganzen Götterraths. Er beherrschte die Schlachten und führte die in denselben erschlagenen Krieger nach Walhalla, dem Vorsaal des Himmels, wo ihnen die Dienerinnen Odin's, die Walküren, den himmlischen Trank reichten. Odin hatte zwei Gemahlinnen, die Frigga und Freya, welche von Vielen verwechselt werden. Die erstere hielten unsere alten Vorfahren für die Stammmutter aller Götter und verehrten sie hoch unter dem Namen Hertha oder Erde. Sie ist das Sinnbild der Erde. Thuiskon ist ihr Sohn und von ihm leiteten die deutschen Völker ihren Ursprung her. Nach Frigga oder Hertha hatte Freya den höchsten Rang

unter den Göttern. Sie ist eine Huldgöttin, die dem Menschen gern Wohlwollen und Güte erweist. Ein Sohn Odin's und der Frigga, war Thon, der Gott des Donners, der im Himmel auf einem Wagen fuhr und dadurch den Donner erregte. Zorn und Grimm sind Hauptzüge seines Charakters und mit seinem zermalmenden Hammer schmettert er Alle darnieder, die die Götter beleidigen.

Alle deutsche Völker hatten sowohl Priester, als Priesterinnen, welche die Opferungen veranstalteten. Man opferte Thiere und Menschen, und zwar letztere bei allen wichtigen Unternehmungen und Geschäften. Wie bei anderen rohen Völkern galt auch hier der Mensch für das größte und den Göttern angenehmste Opfer. Gewöhnlich wurden Kriegsgefangene oder Verbrecher geopfert, bisweilen aber auch andere Menschen.*)

*) Bertram, in seiner Geschichte von Anhalt, will zwar zweifeln, daß die alten Deutschen Menschen geopfert hätten; allein ohne Grund. Jetzt hat man darüber nähere Untersuchungen angestellt und weiß, daß überhaupt, wie in der Vorzeit, so noch heutiges Tages, Menschenopfer bei rohen Nationen etwas ganz Gewöhnliches sind. Eine von mir her-

In jenen Dickichten dunkler Urwälder, die, wie oben gesagt, als Heiligthümer dienten, standen die Altäre der Götter, denen man jene gräßlichen Opfer brachte. Unstreitig entzog man sie deshalb den Blicken der Menge durch die Düsterheit der Umgebung, damit sie desto geheimnißvoller erscheinen und um so mehr Ehrfurcht einflößen sollten, je seltener sie sich dem Anblick darstellten. Nur mit tiefster Ehrfurcht und zum Zeichen der Unterwürfigkeit gefesselt, nahete man sich diesen heiligen Opferplätzen.

Die Opferung war nach den Umständen sehr verschieden. Bisweilen verfertigte man von Weiden und anderen biegsamen Baumzweigen geflochtene Götzenbilder von solcher Größe, daß mehrere Menschen hineingestopft werden konnten, und verbrannte sie dann den Göttern zum süßen Geruch. Nach Diodor von Sicilien, einem griechischen Schriftsteller, der um die Zeiten Christi lebte und Reisen durch fremde Länder

---

ausgegebene Schrift: Der rohe Naturmensch, handelt ausführlich von den Menschenopfern in früheren und neueren Zeiten, von Menschenfressern und überhaupt von dem Charakter der sonst so gepriesenen Naturmenschen.

unternahm, spießte man nicht selten Verbrecher, und ließ sie sich zu Ehren der Götter langsam zu Tode quälen. Kriegsgefangene wurden fast immer geopfert, und sehr oft geschahe dies, wie ehemals bei den Wilden in Canada, mit unmenschlicher Grausamkeit. Wie jene nordamerikanischen Völkerschaften, führten auch die Deutschen sehr häufig unter sich blutige Kriege und opferten dann die Gefangenen. Mit den Römern verfuhren sie auf gleiche Art. Die mit den Deutschen nahe verwandten Scandinavier im heutigen Schweden und Dänemark opferten auch Kinder; das heiligste Opfer unter allen war jedoch ihr eigenes Oberhaupt oder der König. Einst trat eine furchtbare Hungersnoth ein; man bestimmte dem Gott Wodan, der mit Odin gleichbedeutend ist, ein Opfer durch das Loos. Dies traf den König und er wurde geschlachtet. Olaus Wormius erzählt, daß einst ein heidnischer König in Schweden seine neun Söhne geopfert habe, um langes Leben von den Göttern zu erlangen. Bei wichtigen und außerordentlichen Fällen war es nichts Seltenes, daß Väter ihre Kinder zum Opfer darbrachten, wie einst die Juden dem Molog.

Wenn Kriege oder andere wichtige Dinge unternommen werden sollten, veranstaltete man Opfer, um den Ausgang oder Erfolg vorher zu erfahren. Bei diesen Gelegenheiten wurden die Unglücklichen rücklings auf den Altar, der aus einem Stein oder Holzblock bestand, niedergestreckt; in dieser Lage durchstieß man ihnen mit dem Schwerte das Brustbein, wälzte sie zur Erde nieder und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die gräßlichen Zuckungen der Schlachtopfer und das Ausströmen des Blutes aus der Wunde. Die Art und Weise, wie beides von statten ging, gab Merkmale für einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang der Unternehmung. Die Cimbern oder Cimmerier, eine sehr bekannte Völkerschaft unter den alten Deutschen, schnitten bei solchen Gelegenheiten den armen Schlachtopfern den Bauch auf und weissagten aus der Bewegung der Eingeweide den Erfolg dessen, was sie beginnen wollten. Andere nicht weniger gräßliche Opferungsweisen übergehen wir.

Nie wurden die Leichname der Geopferten beerdigt oder sonst bei Seite geschafft, vielmehr gehörte es zu den Zierden der heiligen Opferplätze, dieselben an den geheiligten Bäumen umher

aufgehängt der Fäulniß zu überlassen. Adam von Bremen, welcher im zehnten Jahrhundert lebte, beschreibt den fürchterlichen Opferhain in der Nähe von Upsala in Schweden. Dort, sagt er, giebt es nicht einen Baum, der nicht mit Blut befleckt und mit stinkenden Leichnamen behängt wäre. Er meldet, daß noch zu seiner Zeit in einem Opferhain der Sueven, eines andern deutschen Volksstammes, an 70 Leichname geopferter Menschen zu sehen waren. Andere Schriftsteller stimmen mit diesen grausenerregenden Erzählungen überein; und wer wollte sie in Zweifel ziehen, da wir wissen, daß die Menschenopfer bei allen rohen, ja selbst bei verfeinerten, obgleich nicht sittlich gebildeten Völkern sehr gewöhnlich waren, und bei vielen Südsee-Insulanern es noch jetzt sind? — Nichts Schauderhafteres, sagen die Schriftsteller jener Zeit, kann man sich vorstellen, als einen Opferhain unserer alten Vorfahren. Man sahe daselbst ganz frische, in Fäulniß übergehende, halb und ganz verweste Leichname an den Bäumen, und Schädel, Gebeine und Gliedmaßen auf dem Boden umhergestreut; dazu die verpestete Luft und das Düstere, schon an sich Schauerliche dieser

gräßlichen Mordplätze! — Wie weit kann der Mensch durch Aberglauben verblendet werden! Eben diese schauderhaften Haine waren jenen Menschen das Heiligste; hier, wähnte man, sei der rechte Wohnsitz der Götter.

Die Tage, wo jene Opfer gehalten wurden, waren allgemeine Volksfeste, an deren Feier Jedermann fröhlichen Antheil nahm. Während die unglücklichen Schlachtopfer unter den Streichen der Priester fielen und langsam ihr Leben aushauchten, hielt die gefühllose Menge schwelgerische Gastmahle, wobei tapfer gezecht wurde. Sogar ritterliche Spiele wurden während dieser Mordscenen angestellt, und man überließ sich überhaupt jeder Art von Lust und Vergnügen, die man zu anderen Zeiten für unerlaubt hielt. Bei diesen Festen wurden auch die Sclaven zugelassen; sie mußten ihre Herren bedienen, nahmen selbst Antheil an den Schmausereien, kamen aber nie wieder aus dem heiligen Hain, weil auch sie am Ende des Festes zu Ehren der Götter abgeschlachtet wurden.

Die ausgelassene Freude läßt sich leicht aus dem Glauben jener blinden Heiden erklären. Sie erzürnen öfters die Götter und ziehen sich ihre

Strafen zu; die blutigen Opfer versöhnen die Racheschnaubenden mit dem sündigen Volke und erwerben demselben von neuem ihre Huld; daher das Frohlocken! — Wer die unaussprechlichen Segnungen des Christenthums, wer überhaupt die Erlösung Jesu durch seine Lehre sich in ihrem ganzen Werthe und Umfange denken will, der sehe zurück auf jenen Zustand unserer Vorfahren, den Aberglaube und Priesterwahn herbeigeführt hatten.

So war im Allgemeinen die Religion der damaligen Bewohner Deutschlands beschaffen, wenn auch bei den verschiedenen Volksstämmen mancherlei Verschiedenheiten und Abweichungen statt fanden. Daß ähnliche Scenen zu Ehren der Götter auch in Anhalt statt fanden, leidet keinen Zweifel. Im Harzwalde, der aber damals einen viel größern Umfang hatte, gab es der heiligen Haine sehr viele und an Opfern fehlte es nie.

Wie der deutsche Völkerstamm eigentlich hieß, der unser Anhalt bewohnte, ist so leicht nicht zu bestimmen, weil sich keine genaue Nachrichten darüber finden; doch scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß wenigstens die Harzgegenden von den Cheruskern besessen wurden, die sich westlich bis gegen die Saale herab, südlich durch

die Grafschaft Mansfeld und die benachbarten Gegenden erstreckten. Völker, die keine festen Wohnplätze haben, bleiben aber nicht immer in denselben Grenzen. Der berühmte Feldherr Arminius oder Herrmann war ein Fürst der Cherusker. Er schlug mit seinen Tapfern, im Jahre 9 nach Christi Geburt, die Römer unter ihrem Anführer Varus gänzlich.

Den größten Theil des heutigen Anhalts, den ganzen Strich längs den Ufern der Elbe, hatten die Sueven, nachher Schwaben, in Besitz, die sich auch, obgleich unter mancherlei Namen, noch über andere benachbarte Theile Deutschlands ausbreiteten. Die Sueven im Anhaltischen, im Brandenburgischen und Meißnischen hießen Semnonen oder Sennonen. Sie führten, wie die Cherusker, ebenfalls häufige und blutige Kriege mit den Römern. In ihren Sitten und Religionsgebräuchen kamen sie, so viel wir wissen, mit den übrigen Völkerschaften vom deutschen Stamme überein. An Denkmälern findet man von ihnen weiter nichts, als Grabhügel. Alle Todten wurden, wie überhaupt bei den Deutschen, verbrannt, die gesammelte Asche in eine töpferne Urne oder Vase gethan, in die Erde

eingegraben und darüber ein Hügel aufgeworfen. Waren die Verstorbenen verdienstvolle Männer, d. h. tapfere Krieger, so zierte man den Grabhügel mit großen Feldsteinen, die entweder über den Hügel gelegt oder im Kreise um ihn herum aufgestellt wurden. Solche Denkmäler finden sich nun noch mehrere im Anhaltischen, z. B. auf der mosigkauer Heide, beim Dorfe Wulfen im Cöthenschen, desgleichen in der Nähe des Dorfes Latorf; jenseits der Elbe bei dem Dorfe Kermen und in der Nähe von Dornburg. Sie heißen Teufelssteine, weil nach Bekehrung der Heiden die christlichen Geistlichen alle Überreste der Vorzeit dem Teufel zuschrieben, um die Neubekehrten desto mehr von ihren alten heidnischen Gebräuchen, namentlich auch vom Verbrennen der Todten, abzuschrecken. Daß man Urnen oder Aschenkrüge aus diesen Grabhügeln ausgegraben hat und dergleichen noch findet, ist allbekannt. Da, wo nie Wenden hinkamen, wie um Ballenstädt, müssen sie von den alten Cheruskern herrühren; an anderen Orten disseits der Saale aber mögen die meisten, wie auch die Waffen, welche aus manchen Gräbern gezogen wurden, von den Wenden herrühren.

Im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt ereignete sich die höchst merkwürdige Erscheinung, daß große Völkerschaaren in Bewegung geriethen, ihre Heimath verließen und andere Wohnplätze aufsuchten. Auch aus Deutschland, folglich auch aus dem Anhaltischen, zogen die Völkerschaften fort und gaben dadurch Gelegenheit, daß ein ganz fremdes Volk von den Gestaden der Ostsee herab sich in die verlassenen Länder zog und hieselbst ansiedelte. So sehen wir denn um diese Zeiten den größten Theil von Anhalt, so wie Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, die Lausitz und Meißen, mit den Wenden bevölkert, die zu einem großen Volksstamm gehören, welcher unter dem Namen der Slaven sich durch Polen, Böhmen, Rußland und andere Länder verbreitet hat. Wie die deutschen Völker sich in verschiedene Stämme theilten, die ganz verschiedene Namen führten, so ist's mit den Wenden oder Slaven. Der Stamm, welcher Anhalt und seine Umgebungen einnahm, heißt Sorben oder Sorbenwenden. Ob sie bei ihrer Ankunft noch einzelne Familien von den vorigen Bewohnern antrafen, ob sie sich mit ihnen vermischten, oder ob sie dieselben unterdrückten, läßt sich nicht mit Gewißheit

bestimmen; genug, sie setzten sich nach und nach immer fester, obgleich sie von den deutschen Völkern, namentlich den Sachsen, öfters zurückgedrängt und besiegt wurden. Anfangs hatten sie so wenig, wie die rohen Deutschen der Vorzeit, feste Wohnsitze, sondern zogen mit ihrem Vieh umher, oder fielen in benachbarte Distrikte ein. Den Krieg liebten sie, wie die Deutschen, waren tapfer, räuberisch und zur Wildheit und Grausamkeit geneigt. Auf ihren Streifzügen nahmen sie Weiber, Kinder und ihre wenigen Geräthschaften in Wagen mit, welche mit Fellen bedeckt waren. Sprache und Tracht waren von der der Deutschen ganz verschieden, und eben so wichen sie von diesen Völkern in mancherlei Hinsicht in ihren Sitten, Gebräuchen und in der Religion ab. Als sie nach und nach in den hiesigen Gegenden festen Fuß gefaßt hatten, nahmen sie einen Grad von Kultur an, baueten Städte, Dörfer, Festungen, trieben Ackerbau, Handel, Handwerke und Viehzucht. Es gab Oberhäupter von verschiedener Gewalt unter ihnen; außerdem bestand das Volk nur aus Herren und Knechten. Die Reichen gehörten zu jenen; sie achteten alle übrigen, die in ihrem Dienste standen, für Leib-

eigene, und diese Klasse faßte besonders die Landbauer in sich. Ein wendischer Herr, der Leib und Leben, Weib und Kinder seines Leibeigenen als ein Eigenthum betrachtete, durfte damit schalten, wie es ihm beliebte; es stand ihm frei, seine Sclaven zu tödten, zu verkaufen, zu peinigen oder gütig zu begegnen. Der Handel mit Sclaven war ein sehr gewöhnliches und bedeutendes Gewerbe. Um sich dergleichen Waare zu verschaffen, fiel man in benachbarte Distrikte ein und raubte Menschen; gerade so, wie noch jetzt die Negerkönige in Afrika zu thun pflegen.

Alle slavischen Völker, folglich auch die Sorben-Wenden, waren robuste, abgehärtete, aber auch unreinliche, höchst abergläubige und unwissende Menschen. Mächtig war ihr Hang zum Wohlleben. Tanz, Musik, Essen und Trinken, so wie überhaupt jede Art von sinnlichem Vergnügen, machten ihre Glückseligkeit aus. In solchen Genüssen suchten sie gleichsam ihre Bestimmung. Die Frau war des Mannes Sclavin und wurde wie jedes andere Eigenthum behandelt, ohne Ursach bloß aus Laune gemißhandelt und geschlagen, ohne daß man der Armen das Recht zugestand, sich über ihr Loos zu beklagen.

Sie mußte die schwersten Arbeiten verrichten und war daher auch verbunden, um dem Manne auch nach dem Tode aufzuwarten, sich entweder selbst zu entleiben — dies galt für ehrenvoller — oder sich enthaupten und mit ihrem Gatten auf demselben Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Diese auch unter den Hindus noch jetzt gewöhnliche schauderhafte Gewohnheit wurde nach dem böhmischen Schriftsteller Dobrowsky bei den Slaven in Polen im zehnten, bei den Russen aber erst im elften Jahrhundert abgeschafft. Meuchelmorde, deren sich die Weiber der Wenden gegen ihre Männer zu Schulden kommen ließen, sollen wie in Indien die Ursach dieser Sitte gewesen sein.

Die Erziehung der Kinder konnte bei so rohen gefühllosen Menschen nicht anders, als schlecht sein, wie sie es in Polen und Rußland und bei allen Slaven noch jetzt ist. Ob es unter den Sorben-Wenden hiesiger Gegend üblich war, daß Mütter ihre Töchter nach der Geburt ums Leben brachten, wenn ihnen die Erziehung derselben zu beschwerlich fiel, scheint nirgends bemerkt zu sein; in Pommern machten sich die Mütter unter den dortigen Wenden kein Bedenken aus solcher That.

Söhne blieben gewöhnlich verschont und bewiesen sich daher auch in manchen Gegenden dankbar, während anderwärts die Kinder das Recht übten, sich ihrer alten, kranken und unbrauchbar gewordenen Eltern durch Hinrichtung zu entledigen. Es werden noch aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert zwei Beispiele dieser Art von lüneburgischen und altmärkischen Wenden angeführt.

Was Feinde von den Wenden zu erwarten hatten, läßt sich aus dem Gesagten schon im Voraus leicht errathen, wenn wir auch das Verfahren des rohen Russen nicht kennten. Fielen sie in ein Land ein und trat der Sieg auf ihre Seite, so kannte ihre Zerstörungswuth und rohe Grausamkeit keine Grenzen. Männer, Weiber und Kinder wurden geschlachtet und zwar nicht etwa ohne Qual; nein mit ausgesonnenen Martern. Sie belustigten sich an den Qualen ihrer Schlachtopfer, und schnitten ihnen bald breite Riemen aus dem Rücken, bald spießten sie dieselben an Pfähle, und brachten die Unglücklichen ans Feuer, um sie langsam zu braten, oder spannten sie mit ausgereckten Armen und Beinen nackt auf der Erde aus, um sie so mit schwachen Keulen langsam todt zu schlagen. Oft rissen sie

den ihnen in die Hände Gefallenen die Eingeweide aus und setzten sie dann in Freiheit. Viele wurden den Göttern geopfert. War diese tigerartige Mordlust gesättigt, dann pflegte die natürliche Gutmüthigkeit dieser Menschen zurückzukehren, und wer von den Gefangenen dann noch lebte, wurde sehr gütig behandelt. Raub- und Rachsucht waren Hauptursachen der beständigen Kriege dieser, wie aller rohen Völker. Auch die Blutrache wurde bei ihnen geübt. Was der Vater nicht rächen konnte, suchte der Sohn oder ein anderer Nachkomme aus der beleidigten Familie, und zwar, wie anderwärts, nicht bloß an dem eigentlichen Thäter, sondern an jedem andern Gliede der feindlichen Familie zu rächen.

Raubsucht war fast jedes Wenden Bedürfniß, auch derer, die den Acker baueten. An den Küsten der Ostsee trieben sie Seeräuberei. Selbst als in den Wendenländern das Christenthum schon einige Jahrhunderte eingeführt war, unterblieb die Gewohnheit des Raubens noch nicht, und die Obrigkeiten sahen sich zu dem Gesetz genöthigt, jeden Wenden, der sich ohne befriedigende Ursach von seinem Wohnorte entfernte und herumstreifte, als einen Räuber hinzurichten oder

auf der Stelle niederzuschlagen. Da die Deutschen, die nun schon längst das Christenthum angenommen hatten, in der Nähe des Wendenlandes unabläßig von diesen Räubern beunruhigt wurden, so mußten sie immer auf der Hut sein. Daher die steten Kriege, worin bald der eine, bald der andere Theil obsiegte. Man kann sich diesen Zustand sehr lebhaft vorstellen, wenn man weiß, wie oft die ruhigen europäischen Pflanzer in Brasilien und ähnlichen Ländern von den noch unbekehrten Wilden überfallen und nicht selten gefressen werden.

Es war nicht zu verwundern, daß die Christen ihrer Seits gleichfalls hart gegen die Wenden verfuhren, gefangene Räuber martervoll hinrichteten und das ganze Volk überhaupt mit erstaunlicher Strenge behandelten, es zur Entsagung des Heidenthums zwangen, mit Verachtung behandelten, schwere Lasten, Arbeiten und Steuern ihm auflegten oder es gar vertilgten. Allerdings müssen wir auch nicht vergessen, daß die Christen nicht immer mit Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die Wenden verfuhren, sondern sich gleichfalls durch ihre Habsucht, so wie durch ihren falschen Bekehrungseifer und die daraus herflie-

ßenden Mißhandlungen große Vergehungen zu Schulden kommen ließen.

Was die Religion der Wenden betrifft, so war sie ein ähnlicher Götzendienst, wie bei den alten Deutschen. In früheren Zeiten sollen sie einen Obergott neben vielen Untergottheiten gehabt haben. Als sie andere Völkerschaften kennen lernten, nahmen sie auch von diesen neue Götter an, und erhielten auf diese Art eine so große Menge derselben, daß selbst die Priester sie nicht leicht nach ihren Namen und Eigenschaften im Gedächtniß aufbewahren konnten. Doch werden auch Wenden erwähnt, welche den Bildern keine Verehrung erwiesen, sondern nur heilige Bäume anbeteten. Die Götzen hatten zum Theil sehr abenteuerliche und furchtbare Gestalten. Dabei beabsichtigten die Priester nichts anders, als daß sie den Laien desto mehr Furcht und Schrecken einflößen sollten. Der höchste Wendengott war der Bog, ein Name, der in der slavischen Sprache überhaupt Gott bedeutet. Da es nun nach der Meinung der Wenden außer dem guten Gott, der den Menschen zu helfen geneigt ist, auch einen bösen giebt, so wurde jener Belbog, d. i. weißer oder guter, dieser aber Czernebog,

d. i. schwarzer oder böser Gott, genannt. Der gute Gott scheint nicht abgebildet zu sein, wenigstens kennt man kein Götzenbild, das ihn vorstellte; dem schwarzen oder bösen gab man hier und da die Gestalt eines Löwen. Man verehrte ihn aus Furcht, damit er nicht schaden möchte. Zu Helmold's Zeiten, welcher im zwölften Jahrhundert lebte, war nach seinem eigenen Bericht der Swantewit der vornehmste Gott der Wenden, eigentlich nur ein Untergott, der aber durch List seiner Priester ein solches Ansehn erlangt hatte, daß man den Belbog als höchsten Gott darüber vergaß. Sein Haupttempel stand in Arkona auf der Insel Rügen. Hier war der Gott als ein großer starker Mann mit vier Häuptern, einen Bogen in der einen und ein Trinkhorn in der andern Hand, in einem kurzen Rock abgebildet. An der Seite trug er ein großes Schlachtschwert. Man hielt ihn für einen mächtigen Sieger in Schlachten und insonderheit schrieb man ihm die Wissenschaft der Zukunft zu und verehrte ihn mit Opfern. Man brachte ihm den dritten Theil der Kriegsbeute dar; er besaß daher einen großen Schatz.

Ein anderer Götze der Wenden, der Trigla oder Triglaff, hatte drei Köpfe und in der Hand einen halben Mond. In einem Tempel der Stadt Stettin in Pommern soll die Statue dieses Götzen von Gold gewesen sein. Daß auch die Sorben-Wenden den Trigla verehrten, erhellt daraus, weil man sein Bildniß in den Städten Brandenburg und Meißen fand. Die drei Köpfe sollen angezeigt haben, daß er im Himmel, auf Erden und im Schattenreiche regiert. — Die Siewa oder Ziewa war eine Göttin, welche eine Weintraube in der Hand und einen schlafenden nackten Menschen auf ihrem Haupte trug. Man betrachtete sie als Göttin des Lebens. Sie hatte ihren Haupttempel zu Ratzeburg, wurde aber allgemein von den Wenden verehrt. — Der Radegast war der eigentliche Kriegsgott der slavischen Völker. Er heißt auch Riedegast, welches in der wendischen Sprache Rathgeber bedeutet. In der berühmten wendischen Stadt Rethra am Tollenzersee*) war

*) Der Tollenzer- oder Tollensee liegt im Mecklenburg-Strelitzischen, in der Nähe von Stargard. Der Tempel stand auf einer Insel dieses tiefen

er der Hauptgötze, wurde aber sonst überall verehrt, wahrscheinlich in Anhalt an der Stelle, wo der nach ihm benannte Flecken Radegast steht. Er hat einen Löwenkopf und trägt auf demselben eine Gans. Es muß aber auch Bilder von ihm mit einem menschlichen Gesicht gegeben haben, weil er von Einigen so beschrieben wird. Auf der Brust trug er einen Schild mit einem Büffelskopf geziert, und in der Rechten eine Streitaxt. — Der Flinz, welcher in Gestalt eines alten ernsten Mannes mit einem Löwen auf den Schultern und einer Fackel oder einem Stabe mit brennendem Ährenbüschel in der Rechten er-

---

See's, die aber durch eine Brücke mit dem festen Lande zusammenhing. Kein Wendenvolk unternahm einen Krieg, ohne vorher dem Radegast in Rethra ein Thier oder einen Menschen zu opfern, und das heilige Pferd desselben reiten zu lassen, um daraus auf den Ausgang zu schließen. Hier wurden die Raub- und Mordkriege beschlossen und durch die Priester angeschürt, welche das benachbarte Sachsen von Zeit zu Zeit verheerten. Erst im Jahre 1121 zerstörte der sächsische Herzog Lothar diesen Tempel, indem er denselben sammt dem Götzen den Flammen überließ.

scheint, soll die Gottheit sein, welche die Todten erweckt. — Der Jüterbog oder Jutruybog, nach welchem die Stadt Jüterbogk benannt ist, wird für den Gott der Morgenröthe gehalten. Die Schriftsteller aus den Zeiten des wendischen Heidenthums beschreiben weder seine Gestalt, noch die Art seiner Verehrung. — Merzana war die Göttin des Todes. Ihr Andenken hat sich noch in dem gleichen Namen einiger Dörfer jenseits der Elbe im Brandenburgischen erhalten. — Eine Menge anderer weniger merkwürdiger Götzen der Wenden übergehen wir.

Außerdem schrieben diese abergläubigen Völker auch mancherlei Gegenständen in der Natur, z. B. Seen, Flüssen, Brunnen, einzelnen Bäumen und ganzen Hainen, Gottheiten zu, und glaubten, daß diese damit beseelt wären. Daher brachten sie ihnen zu bestimmten Zeiten Opfer, und stellten Festlichkeiten dabei an. Diese Art von Verehrung hat sich in manchen Wendenländern unseres Vaterlandes noch Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums erhalten. So entdeckte man ums Jahr 1671 im Lüneburgischen Amte Lüchow, daß in einer dortigen Gegend die Landleute, ehemalige Wenden, unter dem

Scheine herkömmlicher Dorflustbarkeiten noch eine Eiche, die sie den schönen Baum nannten, durch Niederfallen vor demselben verehrten, und um Segen und Abwendung des Unglücks baten.

In den früheren Zeiten, als die slavischen Völker noch keine festen Wohnsitze hatten, bestand ihr Gottesdienst darin, daß sie dem Belbog auf großen Steinen Opfer darbrachten. Die Priester ließen es sich angelegen sein, sehr große Steine zu diesem Zwecke an gewissen dazu schicklichen Plätzen aufzustellen. Viele waren so schwer, daß man nicht begreift, wie sie die Herbeischaffung möglich machten. Nach und nach fand man es für gut, diese Altäre in dunkelen Opferhainen anzulegen. Bei Einführung des Bilderdienstes wurden Tempel nöthig, welche die Götterbilder vor dem Einfluß der Witterung schützten. Die Städte, in welchen sich das Volk festsetzte, erhielten nun einen Tempel, der auf mancherlei Weise geschmückt und verziert wurde. Der schon erwähnte wendische Tempel in Arkona auf der Insel Rügen war sehr berühmt. Er stand auf dem Markte der Stadt, war mit vieler Kunst nach wendischem Geschmack aus Holz gebaut und enthielt die aus Holz fein geschnitzte und ver-

zierte Bildsäule Swantewit's. Der Haupttempel in Stettin war gleichfalls zierlich gebaut, und mit halberhabenen Bildern von Menschen und Thieren geziert. Beide enthielten bedeutende Reichthümer an Gold, Silber und Edelsteinen. Beiden glich der Tempel zu Rethra, welcher außer mehreren kleineren Götzenbildern die größere Bildsäule des Gottes Radegast enthielt, und auf Thierhörnern ruhete. Da man erst in neueren Zeiten eine Menge seiner vergrabenen Opferwerkzeuge, und metallene Götzen aus der Erde hervorgezogen hat, und diese abgebildet und genau beschrieben sind, so ist dadurch unsere Kenntniß von den Heiligthümern der alten Wenden. — es waren dort nicht Sorben, sondern Obotriten — gar sehr vermehrt worden.

Die Priester opferten nicht nur, sondern weissagten dem Volke und lebten von diesen Diensten. In früheren Zeiten opferte man dem Belbog nur Ochsen; späterhin schlachtete man nicht nur alle:lei andere Thiere, sondern auch Menschen zu Ehren der Götter. Der russische Großfürst Wladimir ließ im Jahre 980 in der Stadt Kiew seinen neu aufgestellten Götzenbildern eine große Anzahl Kinder opfern, und gab das

Gesetz, daß ihnen zu Ehren jährlich zu bestimmter Zeit eine Anzahl ausgezeichneter Knaben und Mädchen, die durchs Loos ausgeschieden wurden, geschlachtet werden sollten. Verschiedene Slavenstämme opferten nur Christen. Die wendischen Seeräuber an den Küsten der Ostsee brachten unter der übrigen Beute auch geraubte Christen, die sie an den Opferplätzen verkauften. Hatten die Wenden in ihren unaufhörlichen Kriegen mit den bereits längst zu Christen bekehrten Deutschen ihrer Nachbarschaft eine reiche Beute an Menschen, Vieh und anderen Sachen gemacht, so brachten sie Alles in den Tempel, und ließen den Priester die beliebigen Schlachtopfer auswählen. Er opferte sie, weissagte, und nun erfolgten fröhliche Gastmähler und lustige Tänze.

Die Weissagungen geschahen auf verschiedene Art; in großen Tempeln besonders durch Pferde, welche dazu gehalten wurden. Im Tempel zu Arkona war es ein weißes, in dem zu Stettin ein schwarzes Pferd. Sie gehörten dem Gott des Tempels, und auf Rügen glaubte man, daß Swantewit des Nachts ausreite. Sprünge über Spieße und dergl. waren die Mittel, durch welche das Tempelpferd die Zukunft enthüllte.

Andere Arten des Weissagens übergehen wir, so wie die verschiedenen Feste, welche jährlich zu bestimmten Zeiten gefeiert wurden, und fügen nur noch die Ceremonien beim Absterben eines Wenden hinzu. — Verließ der Bewohner eines Orts diese Welt, so wurde der Todesfall vom Ältesten der Gemeine dadurch angezeigt, daß er einen schwarzen Stab von Haus zu Haus gehen ließ. Dieser lud zum Begräbniß ein. Alles folgte darauf der Leiche mit gräßlichem Geheul zum Begräbnißplatz, der sich um den Opferplatz oder um den Tempel befand. Unterwegs fingen weißgekleidete Weiber die Thränen der Leidtragenden in thönernen Töpfen auf, welche sich noch jetzt in den Wendengräbern finden und unter dem richtigen Namen Thränentöpfe bekannt sind. An Ort und Stelle ward ein Scheiterhaufen errichtet und die Leiche darauf gelegt. Nun schlachtete man zuerst die hinterlassene Wittwe, dann die Knechte und Mägde, die Pferde und andere dem Verstorbenen werthe Thiere, warf die Körper nebst den Waffen und dem Hausgeräth auf den Scheiterhaufen und zündete ihn an. War alles verbrannt, so wurde die Asche der Körper nebst den unverbrannten Waffen gesam-

melt, in Urnen von Thon, Glas oder Metall gethan, und diese auf die Art beigesetzt, wie wir sie noch jetzt auch im Anhaltischen in den alten Wendengräbern finden. Aufgeworfene Erdhaufen und darüber gelegte Steine mußten die Gräber bezeichnen und schützen. Im Mecklenburgischen und anderen Gegenden legte man den Leichnam unverbrannt auf einen gepflasterten Platz und bedeckte ihn mit einem Steingewölbe, worauf gleichfalls Erde angehäuft und zuletzt wieder Steine gelegt wurden. In Pommern steckte man Pfähle um die Grabstätten. Manche wendische Stämme, namentlich in Böhmen, errichteten gewisse Gerüste für die Todten, wo verlarvte Leute, die man für die Geister der Verstorbenen ausgab, lärmen und toben mußten, um Schrecken zu erregen. Es ist merkwürdig, daß man eine ähnliche Sitte auf den so entfernten Inseln der Südsee angetroffen hat. Hier sind die Marai's ähnliche Todtengerüste, auf welchen nach dem Volksglauben gleichfalls die Seelen der Abgeschiedenen ruhen, wie die Wenden meinten.

Schauder und Entsetzen muß uns ergreifen, wenn wir auf ein Wendengrab stoßen, und im

Geiste uns die Mordscenen und Grausamkeiten vorstellen, die dabei vorfielen, und dies um so mehr, wenn wir bedenken, daß diese Begräbnißfeierlichkeiten immer mit festlichen Mahlen und Gelagen endigten, bei welchen sich die Theilnehmer der ausgelassensten Fröhlichkeit hingaben, und insonderheit dermaßen zechten, daß neue Todesfälle dabei nicht ungewöhnlich waren. Welche Menschen mußten es sein, wo Söhne und Töchter ihre leibliche Mutter beim Tode des Vaters abschlachten sahen, ohne sich einer andern Empfindung, als der der Freude dabei zu überlassen! Ein solches fröhliches Todtenmahl hieß Strawa, welches so viel als heilsam bedeuten soll.

Zweiter Zeitraum.

Einführung des Christenthums.

Welche unbeschreibliche Mühe und Anstrengung es kostet, ein rohes Volk von seinem ererbten und durch die Priester ihm eingepfropften Aberglauben und vom Götzendienst zu entwöhnen — dies lehrt die Geschichte der Israeliten im alten Testament; dies lernen wir aus der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums der ältesten, wie der neuesten Zeiten. Wie es noch jetzt mit den wilden Völkern in Amerika und anderwärts ist, so war es immer, und so finden wir es bei den alten heidnischen Deutschen und bei den Wenden. Wie und wann das Christenthum in demjenigen Theile von Anhalt, der jenseits der Saale und am Harze lag, ausgebreitet wurde, davon wissen wir nichts Näheres. Hier wohnten fortdauernd deutsche Volksstämme, und wenn auch

die Wenden bisweilen über die Saale vordrangen, so scheinen sie doch nie festen Fuß gefaßt zu haben. Dies sieht man auch schon aus den Namen der dortigen Ortschaften, welche nicht wendisch sind, wie so viele disseits der Saale. Ist's wahr, daß auch Sachsen jenen Theil von Anhalt inne gehabt haben, wie sich vermuthen läßt, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese Deutschen durch die Bemühungen Carls des Großen im achten Jahrhundert nach Christi Geburt wenigstens zum Theil zum Christenthum mögen bekehrt worden sein.

Dieser mächtige fränkische König und nachmalige Kaiser eroberte eine Menge Länder und namentlich auch die an der Weser und Elbe. Er führte mit den Sachsen, welche jene Länder inne hatten, einen dreißigjährigen blutigen Krieg. Lange Zeit sträubte sich dieses freiheitliebende Volk, wie andere Deutsche, gegen Carls Herrschaft. Oft schlug er sie, aber eben so oft empörten sie sich unter ihren muthigen Anführern und warfen das fränkische Joch wiederum ab. Endlich mußten sie ganz der Gewalt weichen; ihr Heerführer Wittekind ward gänzlich überwunden und bequemte sich im Jahre 785 zur Taufe. Rohe

Völker folgen bei Religionsveränderungen meist ihrem Anführer. So wahrscheinlich die Sachsen; auch blieb ihnen kaum die Wahl; denn wo Carl der Große herrschte, strebte er, das Christenthum einzuführen. Er war nach den damaligen Begriffen nicht nur selbst ein frommer Fürst, der darin Ehre und Verdienst setzte, seine Religion auszubreiten, sondern er hielt dies auch mit Recht für das beste Mittel, jene rohen, unruhigen, räuberischen Völker zu gesitteten, ruhigen Menschen zu machen, die sich nach besseren Gesetzen und Ordnungen bequemten. In der That konnte unser rauhes Vaterland mit seinen rohen Bewohnern nur auf diese Weise in eine bessere Verfassung gebracht werden. Mögen auch Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten dabei vorgefallen, mögen manche Gesetze hart gewesen sein — in einem solchen Kampfe ist dies unvermeidlich. Gutwillig verläßt der Wilde und Halbwilde seinen Aberglauben, seine Götzen und seine Opferhaine nicht.

Am schwersten sind Gebirgsbewohner zu besiegen und von ihren alten Sitten und Gewohnheiten zu entwöhnen. Dies bewiesen die deutschen Volksstämme auf und um den Harz. Länger

als andere widersetzten sie sich der Einführung des Christenthums, und nachdem sie es dem Äußern nach schon angenommen hatten, behielten doch noch viele von ihnen heidnische Gebräuche bei; daher kommt es, daß sich dort so viele alte Sagen von Teufeln, Hexen, Fahrten nach dem Brocken und dergl. erhalten haben.

Der gemeinen Meinung nach soll um diese Zeit Aribo Beringer, ein sächsischer Anführer und Herr des Landes am Harze, worin Ballenstädt liegt, sich dem Kaiser Carl unterworfen und das Christenthum angenommen haben. Man setzt hinzu, Carl habe ihn zum ersten Grafen von Ascanien und Ballenstädt gemacht und ihn zugleich über die eroberten Länder an der Weser und Elbe gesetzt. Indeß ist diese Erzählung nicht in dem Grade erwiesen, daß sie über allen Zweifel erhoben sein sollte. Verhielte sie sich gewiß also, dann wüßten wir auch, wie und wann die Bewohner des an und auf dem Harze liegenden Theils von Anhalt Christen geworden wären. Der Sohn Carls des Großen, Ludwig der Fromme, stiftete das Bisthum Halberstadt, und unterwarf dessen geistlicher Obhut den Harz- oder Sueven-Gau, zu welchem das altdeutsch

gebliebene Anhalt gerechnet wurde. Was den übrigen Theil dieses Landes dißseits der Saale, die Gegenden an der Elbe und Mulde, betrifft, so herrscht hier schon mehr Licht in der Geschichte. Die Wenden blieben noch mehrere Jahrhunderte Heiden, als die Deutschen im Westen längst Christen geworden waren. Sie führten mit den letzteren fast beständige Kriege, wovon nicht bloß ihre räuberischen Einfälle in die Wohnsitze der Deutschen, sondern auch der Bekehrungseifer und die Eroberungslust dieser letzteren Ursach gewesen sein mögen. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christi Geburt übten die fränkischen Könige schon eine gewisse Herrschaft über die Wenden aus, ohne jedoch ihre eigene Verfassung und Religion anzutasten. Bald aber brach zwischen ihnen und dem fränkischen König Dagobert ein blutiger Krieg aus, in welchem die Wenden siegten. Nun sagt die Geschichte, daß sie öfters räuberische Einfälle in die Besitzungen der Franken gethan hätten; aber nach einiger Zeit verschwinden sie gleichsam vom Schauplatze und man hört eine Zeitlang fast nichts mehr von ihnen. Ungefähr nach 100 Jahren sehen wir die Sorben und andere Wenden wieder

als Hülfsvölker der Franken gegen die Sachsen; doch bald sahe sich Carl der Große genöthigt, sie wegen ihrer räuberischen und mörderischen Einfälle in seine Länder ernstlich zu befehden, und brachte sie auch zum Gehorsam; allein nach seinem Tode brachen sie treulos ihr gegebenes Wort, fielen immer von neuem wieder in die Grenzen des fränkischen Reichs ein und setzten diese verheerenden Einfälle fort bis zu den Zeiten Kaiser Heinrichs I. oder des Vogelstellers, der sie schlug und solche Maaßregeln gegen sie ergriff, daß sie ruhiger wurden; denn er legte nicht nur Festungen und Burgwarten gegen sie an, sondern stiftete auch gegen Osten hin die Markgrafschaft Meißen, stellte den Heerbann wieder her und dergleichen. Nach und nach sehen wir den Namen Sorben sich verlieren. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts drang das Christenthum auch in ihre Gegenden. Boso, der erste Bischof von Merseburg, bekehrte viel Sorben-Wenden, weil er ihre Sprache verstand. Wie aber jetzt noch die bekehrten Amerikaner in Columbien öfters über den katholischen Gottesdienst spotten, so erlaubten sich dies auch die Wenden. Boso gab sich alle Mühe, ihnen das

Kyrie Eleison (Herr erbarme dich) beizubringen; aber sie verdreheten dieses griechische Wort spöttisch in Kyrkujolsa, d. i. die Erle steht im Busch. Kaiser Otto I. hatte nämlich, um die Ausbreitung des Christenthums unter diesen Völkern ernstlich zu befördern, nicht nur das Bisthum Merseburg, sondern auch das zu Meißen, Zeiz, Havelberg und Brandenburg gestiftet, und diese alle unter die Obhut des Erzbisthums Magdeburg gestellt, welches im Jahre 968 durch ihn sein Dasein erhielt. Zur Diöces des Bischofs von Brandenburg gehörte nebst anderen auch der Strich von Anhalt jenseits der Elbe mit seinen Sorben-Wenden. Man darf jedoch daraus nicht schließen, daß dieser Theil des Landes auch schon christlich geworden sei. Dies ward er viel später. Zwar waren die Gegenden um Deßau und Cöthen bereits unter dem Kaiser Heinrich dem Vogelsteller christlich geworden; allein dies wohl nicht allgemein; denn wir finden späterhin im zwölften Jahrhundert an mehreren Orten noch Wenden. Freilich können sie auch wieder eingedrungen, oder die Bekehrten zum Heidenthum zurückgekehrt sein.

Nach einem noch vorhandenen Kaufbriefe verkaufte der Abt Arnold zu Ballenstädt, mit Einwilligung Albrechts des Bären, im Jahre 1159 den Flämingern zwei (von Ballenstädt aus) jenseits der Milde gelegene wendische Dörfer Nauzedele und Nimiz, die in der Nähe des Löben (Löbben), also zwischen dem heutigen Nauendorf und Bockerode, lagen. Im Jahre 1144 erwarb der Abt Arnold zu Nienburg an der Saale das Burgwart Kluze oder Kleutsch, trieb, wie es in der Confirmations-Urkunde des Erzbischofs Wichmann zu Magdeburg vom Jahre 1158 heißt, die alten ungläubigen Slaven daselbst aus, und besetzte den Ort mit christlichen Einwohnern. Im Jahre 1162 vereignete derselbe Erzbischof dem Kloster zu Nienburg auch das Burgwart Stene*) an der Milde (Mulde),

*) Das Dorf Stene lag zwischen Deßau und Törten an der Mulde oder, wie sie damals hieß, Milde. Es kommt schon im Jahre 941 nebst dem Dorfe Guigma (Coine, Groß-Kühnau) vor. Beide schenkte Kaiser Otto I. im benannten Jahre einem Markgrafen Christian, dessen Söhne Gero und Ditmar Stifter des Klosters zu Nienburg an der Saale sind. Stene verfiel späterhin oder wurde verlassen,

von welchem Orte gleichfalls die heidnischen Wenden oder Slaven verjagt und an ihre Stelle christliche Anbauer gesetzt wurden. Im Jahre 1115 den 15ten Febr. schlug Otto der Reiche, Markgraf von Soldwiedel, Vater Albrechts des Bären, die Wenden bei Cöthen.

Offenbar gab es also noch heidnische Wenden disseits der Elbe. Dies erhellt auch aus der Stiftungsurkunde der Kirche zu Wörlitz durch Albrecht den Bären um diese Zeit. Wörlitz, oder wie es eigentlich im Wendischen heißt, Worgeletz, war wie Pötnitz, Scholitz, Kleckewitz, Jonitz und andere, ein wendischer Ort, aus welchem Albrecht der Bär die Wenden vertrieb,

---

vielleicht wegen Überschwemmungen der Mulde. Es hatte eine Pfarrkirche, zu welcher die Kirche in Pötnitz jenseits der Mulde gehörte. Im Jahre 1198 erklärte Erzbischof Ludolf zu Magdeburg die Kirche zu Pietnitz für eine Pfarrkirche. In derselben Urkunde wird der Kirche zu Sollnitz gedacht, von welcher die zu Nigaiz (Nischwitz, dem heutigen Oranienbaum) abhing. Auch letztere wurde für eine Pfarrkirche erklärt. Im Jahre 1440 schenkte Fürst George der Kirche zu Wörlitz eine kleine Glocke aus der verfallenen Kirche zu Stene.

vermuthlich weil sie sich nicht taufen lassen wollten. Doch hörte man auf dieser Seite der Elbe schon lange vor Albrecht nichts mehr von Empörungen, weil Christen hier lebten und Vorkehrungen zur Ruhe getroffen sein mochten. Wie es mit den Städten Deßau, Cöthen, Jeßnitz und Raguhn um diese Zeit stand, darüber findet sich keine Nachricht. Auch sie waren früher ohne Zweifel Wohnplätze der Wenden; wenigstens lassen dies die Namen Jeßnitz und Raguhn deutlich genug erkennen. Ob sie aber vor den Zeiten Albrechts auch schon christliche Einwohner hatten, findet sich nicht ausdrücklich. Die Hauptkirche zu Deßau kommt erst im Jahre 1263 in Urkunden vor; die Stiftungsurkunde selbst aber fehlt. Im Jahre 1268 schenkte Fürst Siegfried ihr einige Äcker im Dorfe Gonitz (Jonitz). Jeßnitz, eine uralte Wendenstadt, stand in geistlichen Sachen unter dem Bischof zu Meißen. Wann die Kirche gestiftet ist, weiß man nicht. Die zu Raguhn wurde im Jahre 1288 vom Papste Clemens IV. confirmirt. Wann die Hauptkirche in Cöthen gestiftet ist, weiß man auch nicht. Im Jahre 1338 bestand sie. Es ist wohl möglich, daß an diesen anfangs noch unbedeutenden Orten nach

der Bekehrung der Wenden erst geringe hölzerne Kirchen erbaut wurden, die noch nicht ordentlich dotirt und eingerichtet waren. Daß in den Gegenden um Deßau und Cöthen viele Wenden das Christenthum angenommen und in ihren Wohnsitzen geblieben waren, erhellt schon daraus, weil die wendische Sprache hier noch lange geredet wurde; denn erst im Jahre 1293 verordneten die Fürsten Bernhard und Albrecht von Anhalt, daß die wendische Sprache in den Gerichten abgeschafft werden sollte. Wie lange sie nachher noch Volkssprache im gemeinen Leben geblieben sein mag, läßt sich gar nicht bestimmen. — Ein anderer Beweis, daß viel Wenden in ihren Wohnsitzen in Anhalt müssen zurückgeblieben sein, sind die wendischen Namen, welche noch jetzt viele Familien führen. Man kann alle diejenigen dahin rechnen, welche sich auf litz, mitz, nitz, pitz, witz u. s. w. endigen.

Bedenkt man, daß das Stift zu Ballenstädt bereits im Jahre 940, das Stift Gernrode aber 960 seinen Anfang nahm, woraus erhellt, daß damals dieser Theil Anhalts schon christlich war, so sieht man, daß in dem dißseits der Saale

liegenden das Heidenthum an manchen Orten sich noch über 300 Jahre hindurch erhalten hat.

Aber im Wendenlande hatte man bei Ausbreitung des Christenthums auch mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als unter den Deutschen, deren Sprache man eher verstand. Sobald man vom Harz aus über die Saale kam, hörte man eine ganz andere Sprache. Die Bekehrer scheueten mehrentheils die Mühe, die wendische Sprache zu erlernen; sie predigten in ihrer Sprache, oder lateinisch, und ließen den Wenden ihre Reden durch einen Dollmetscher verständlich machen. Lernten aber auch Manche die wendische Sprache, oder ließen sie die neuen Glaubensartikel in dieselbe übersetzen, um sie dem Volke vorzulesen, so betonten sie doch die Wörter oft so, daß ein ganz anderer Sinn herauskam und die Wenden darüber spotteten. Wie schwer mußte es überdies nicht sein, die Begriffe christlicher Religionslehren in einer Sprache auszudrücken, welche noch gar keine Wörter für jene Begriffe haben konnte. Dazu kam noch die Vorliebe und mächtige Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Sie sagte dem rohen, räuberischen Wenden weit mehr zu, als das Chri-

stenthum, so sehr auch dasselbe damals schon durch Mißbräuche entstellt war. Seinen Göttern legte der Wende alle Begierden und Leidenschaften des eigenen Herzens bei. Was er wünschte, was ihm behagte, gefiel nach seiner Meinung auch jedem seiner Götter; er brauchte ihm nur von der gemachten Beute Opfer darzubringen, so wußte er, daß der Gott ihm gnädig sei. An Bezwingung irgend einer Begierde dachte also der Wende nicht. So zügellos durfte er aber auch bei dem noch so ausgearteten Christenthum der römischen Kirche nicht leben; dieses legte doch seinen wilden Neigungen einigen Zwang auf. Mehr als alles wirkte jedoch der bittere Haß, den Wenden und Deutsche gegenseitig hegten. Seit Jahrhunderten lebten sie mit einander in blutigen Kriegen, die gräßlichsten Verwüstungen und Räubereien bezeichneten jeden dieser Kriege. Beide Nationen legten es darauf an, sich gegenseitig zu unterdrücken oder zu vertilgen. Abscheu und Rache wurde mit der Muttermilch eingesogen. Die Christen, also die Deutschen, wurden nicht immer von den edlen Absichten getrieben, Mitmenschen durch das Evangelium zu erleuchten; nein, theils wollten sie sich

Ruhe vor den unmenschlichen Wenden verschaffen, theils aber auch herrschsüchtige und eigennützige Absichten erreichen. Die Wenden sahen, daß ihnen mit dem Christenthum zugleich die Sclaverei zu Theil werden würde, wie auch häufig geschah.

In der That bereiteten die Sachsen den bekehrten Wenden kein angenehmes Loos. Ihre Markgrafen und Herren legten den Wenden ein drückendes Joch auf, und jeder Deutsche, weß Standes er auch sein mochte, zeigte die tiefste Verachtung gegen dieses Volk. Wurden sie Christen, so lastete eine neue Abgabe auf ihren Schultern, der Zehnte nämlich, den sie von Allem, was sie besaßen und erwarben, geben mußten. Kaiser Heinrich I. hatte ihnen nach der Besiegung geringere Steuern zugestanden, und so lange Befreiung vom Zehnten versprochen, als sie noch keine Christen sein würden; allein eben dies trieb die Bischöfe an, mit der Bekehrung zu eilen. Wo es möglich war, ließen sie die Wenden, wie einst Carl der Große die Sachsen, mit Gewalt taufen, und nachher erst durch Geistliche den höchst dürftigen Unterricht ertheilen, den damals der Laie in der

römischen Kirche erhielt. Es wurden hier und da Klöster angelegt, welche die Bekehrung ebenfalls mehr durch Gewalt, als durch Unterricht betrieben. Man nannte die Wenden Hunde, und behandelte sie in jeder Hinsicht dieser Denkart gemäß.

Die Erbitterung und der Groll wuchs unter diesen Umständen in den Herzen der Bedrückten und Verachteten mit jedem Augenblick. Er ward unterdrückt, so lange sich keine Aussicht zur Rache und Befreiung darbot; zeigte diese sich nur von fern, so brach die Empörung mit einer Wuth aus, die nur Verzweiflung erzeugen kann. Siegten die Sachsen aufs neue, so ward der Druck größer und die Erbitterung nahm, wo möglich, noch zu. Nie waren die Deutschen sicher unter den Wenden; denn diese sannen Tag und Nacht auf ihr Verderben. Der Markgraf Gero, welcher die Abtei Gernrode stiftete und in der dortigen Stiftskirche beerdigt ist, ein thätiger und einsichtsvoller Krieger, wäre fast von den Hevellern (Wenden an der Havel) überfallen und ermordet worden. Mehrere ihrer Woiwoden oder Herren machten eine Verschwörung gegen ihn, die aber zu ihrem Verderben

ausschlug; denn er erhielt Nachricht davon und überfiel sie unvermuthet bei ihrer Zusammenkunft und tödtete dreißig derselben, die zur Gegenwehr wegen Berauschung unfähig waren. Darauf bezieht sich die Inschrift auf Gero's Monument in der Stiftskirche zu Gernrode.

Allein nicht immer gelang es, die Empörungen im Entstehen zu ersticken; sehr oft brachen sie aus, und dann wehe den Christen, insonderheit den Geistlichen. Alle nur ersinnliche Martern standen ihnen dann bevor; was wilde Rachsucht nur Schreckenvolles zu üben vermochte, das erfuhren die unglücklichen Schlachtopfer. Man zerstückelte sie nach und nach lebendig, zog ihnen die Haut ab, öffnete ihnen den Hirnschädel auf eine eben so barbarische Weise, wie es die Wilden in Nordamerika ehemals zu thun pflegten, indem man unterhalb des behaarten Theils des Kopfs ringsum einen Einschnitt machte und dann die Haut mit den Haaren abzog. In diesem gräßlichen Zustande führte man die Gemarterten frohlockend unter Verhöhnungen durch die Städte zur Schau umher, bis sie ihren Geist aufgaben. Die christlichen Geistlichen wurden gemeiniglich an den Götzenaltären geschlachtet, und diese mit

dem Blute von neuem zum Dienst der Götter geweiht. Alle christlichen Kirchen riß man nieder, und wer von den bekehrten Landsleuten nicht sogleich zum Götzendienst zurückkehrte, ward gemordet. Dennoch unterließen die Deutschen nicht, von Zeit zu Zeit neue Versuche zu wagen. Häufig unternahmen es Geistliche, sich zu den Wenden zu begeben, und dem mehr und mehr um sich greifenden Heidenthum ein Ziel zu setzen. Unzählige büßten unter den Streichen oder dem Schlachtemesser am Götzenaltar, und dennoch sahe man neue Missionäre unter den Wenden. Wer glücklich zurückkam, hatte freilich eine ansehnliche Pfründe zu erwarten.

Die Unruhen, welche damals in Deutschland die Hohenstaufische und Guelphische Partheien verursachten, waren Schuld, daß man sich den Wenden nicht mit dem Nachdruck, wie unter Heinrich I. und Otto I. entgegensetzte. Ihre Macht nahm überhand, Havelberg und Brandenburg wurden erobert, mithin die Bisthümer aufgehoben, alle Kirchen verwüstet, und gegen die Christen im ganzen weiten Wendenlande eine wilde Grausamkeit verübt, die deutlich bewies, daß alle bisherigen Bemühungen, die Wenden

für die christliche Religion zu gewinnen, nichts gefruchtet hatten. Jetzt war Niemand im Stande, dem furchtbaren Strom zu widerstehen; denn alle Wendenvölker bis zur Ostsee hinauf und längs derselben, so wie bis an die Grenzen Böhmens, waren im Aufstande. Sie setzten nun ihre ehemaligen Einfälle wieder fort und bedrängten die benachbarten Christen dermaßen, daß ein Kreuzzug gegen sie beschlossen ward. Zwei berühmte Männer, der Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und der Markgraf Albrecht der Bär, Ahnherr des fürstlichen Hauses Anhalt, unternahmen mit einer angemessenen Heeresmacht die gänzliche Unterwerfung der Wenden, die denn auch so gelang, daß dieses furchtbare Volk endlich zur Ruhe gebracht wurde. Tausende fielen unter dem Schwerte der Sieger, Schaaren derselben, wenn sie sich nicht gänzlich unterwerfen wollten, wurden ausgetrieben und zogen sich ostwärts und nordwärts ins Innere der wendischen Länder zurück. Statt der Wenden siedelten sich Sachsen und andere Deutsche, aber auch insonderheit Niederländer aus Flandern und Holland an. Dort hatte das Meer, wie neuerlich, durch Überschwemmungen großen Schaden ange-

richtet; gern übernahmen diese Leute daher die neuen Besitzungen im Sorbenlande und eben so gern nahm man sie auf. Es waren unter ihnen nicht bloß Landbauer (freie Leute), sondern auch Bürger und Adliche. Sie legten Städte und Dörfer an, und benannten sie nach Städten und Örtern ihrer bisherigen Heimath; Wälder rodeten sie aus, und Moräste und Sümpfe wurden in fruchtbare Felder umgeschaffen. Da der Markgraf Albrecht sowohl, wie der Bischof von Havelberg, den Ankömmlingen alle Steuern erließen, so zogen immer mehr herbei, und bald gewann das verödete Land durch diese christlichen Anbauer nicht nur ein ganz anderes Ansehn, sondern auch eine neue Verfassung. Die noch zurückgebliebenen Wenden waren für die neuen Bewohner ein Gegenstand der tiefsten Verachtung; sie wurden in den Städten vom Bürgerrecht ausgeschlossen und die Ackerleute unter ihnen mußten sich in eigenen Dörfern anbauen, weil die Fremden sie unter sich nicht duldeten. Diese Verachtung reizte zwar den alten Groll mächtig auf; allein jetzt waren Anstalten vorhanden, jede Empörung im Keim zu unterdrücken. Freie Wenden wurden den Landeigenthümern als Leibeigene

überlassen, und es fehlte nicht an Bedrückungen gegen sie. Die vornehmen und reichen Wenden schämten sich bald ihrer Abstammung, nahmen andere Namen an und wurden, in Deutsche umgeschaffen, unter den deutschen Adel aufgenommen. Aber auch die Leibeigenen wandelten sich in Deutsche um; die wendische Sprache erlosch in diesen Gegenden schon im 15ten Jahrhundert, und nur die Leibeigenschaft und der ehemalige Aberglaube pflanzte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und erhielt sich noch lange nach Luther's Reformation.

Man darf sich indeß keineswegs von dem Zustande des Christenthums in diesen neu umgestalteten Ländern eine glänzende Vorstellung machen. Was man Christenthum nannte, war nichts weiter, als das Papstthum, wie es sich überall zeigte und noch zeigt. Die allen Forderungen der Vernunft und den Bedürfnissen des Menschen völlig genügende, beseeligende Lehre des göttlichen Weisen von Nazareth lag zwar zum Grunde, aber wie viel Juden- und Heidenthum hatte sich seit Jahrhunderten eingemischt, wie viel Mönchs- und Priester-Wahn entstellte bereits die Religion, die den Namen Christenthum

an der Stirn trug. In vieler Hinsicht war daher der Contrast, den die neueingeführte Religion gegen das Wendenthum darstellte, bei weitem so groß nicht, als wenn man reines, wahres, evangelisches Christenthum an dessen Stelle gesetzt hätte. Die Wenden hatten Götzenbilder in ihren Tempeln, und die Klügern hielten vielleicht diese leblosen Bilder nicht für die eigentlichen Götter, sondern nur für Sinnbilder. Die christlichen Kirchen, die an die Stelle der zerstörten Tempel traten, hatten nicht weniger Bilder. Eine heilige Jungfrau, die zugleich Mutter Gottes ist, und ein ganzes Heer von sogenannten Heiligen, gemalt und geschnitzt, waren die Gegenstände, vor welchen auch die Christen niederfielen und denen sie eine sinnlose, oft heuchlerische Ehrfurcht und Anbetung bewiesen. Ein gedankenloses Herplappern von Gebeten nach dem Rosenkranz, Besprengung mit dem Weihwasser, dem eine große Kraft zugeschrieben wurde, albernes und gaukleriſches Kreuzschlagen, wovon man ebenfalls Wunderwirkungen erwartete, Niederknieen, Bruststöße mit der geballten Faust, frömmelnde Geberden, die unumgänglich zur Heuchelei führen müssen, und eine zahllose Menge

anderer äußerer Übungen — das war der Gottesdienst der Christen. An Aberglauben, der alle Vernunft empört, fehlte es nicht, und wie die Wendenpriester ihn mit höchster Sorgfalt ausbreiteten und nährten, also die Priester des Papstthums. Sie verstanden so gut, wie jene, das abergläubige irregeleitete Volk in ihre Kirchen zu ziehen, um Reichthümer zu sammeln. Die Wenden gingen nach Rethra und brachten dem Radegast reiche Opfer, um Gesundheit, Glück und Gedeihen zu wichtigen Unternehmungen zu holen, oder durch das heilige Pferd sich weissagen zu lassen. Die Christen eilten in ihre Kirchen aus gleichen Ursachen; denn es gehörte zum Wesentlichen des sogenannten Christenthums, daß fast jede Kirche irgend ein heiliges, wunderthätiges Überbleibsel (Reliquie) aus der Vorzeit besaß, als da ist einen Dorn aus der Krone Christi, ein Stückchen Holz von seinem Kreuz, einen Nagel, einen Lappen von seinem Kleide, oder vom Hemde der heiligen Jungfrau; Knochen, Haare, Köpfe, ja ganze Körper von Heiligen und dergl. Allen diesen Sachen wurde von den papistischen Priestern eine Kraft zugeschrieben, die bei weitem alles übertraf, was die zerstörten

Wenden=Heiligthümer leisteten. So wie die Wendenpriester einander überboten, um durch Schamanenpossen und Gauklerkünste das dumme Volk zu bethören und um das Seine zu bringen, so wetteiferten die treuen Knechte des Papstthums mit einander, ihren Heiligthümern den Vorrang zu verschaffen. So war es längst in der ganzen damaligen Christenheit gewesen, und so wurde es auch in den nun zum Christenthum bekehrten Wendenländern. Bald gab es ein neues christliches Rethra, nur unter einem andern Namen. Der Ort Wilznak in der Prignitz, damals ein Dorf, wurde im Jahre 1383 durch einen räuberischen Edelmann — viele dieser Herren waren in jenen Zeiten eigentliche Räuber und ihre Burgen Räuberhöhlen — sammt der Kirche verbrannt. Der steinerne Altar blieb unversehrt, und in einem Loche desselben fand der Priester — o Wunder! — drei geweihete, d. i. bekreuzte Hostien, die bekanntlich nach der Lehre der Katholiken der Leib Christi, also Christus selbst, sind. Sie waren blutig, und der Priester bemerkte bald, daß sie Wunder thaten. Die Sache ward ruchbar; der Bischof von Havelberg reiste sogleich hin zur Untersuchung und fand die

Angabe bestätigt. Noch andere Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof von Magdeburg selbst, fanden es eben so, und versprachen nun denen, die das heilige Blut besuchen würden, reichlichen Ablaß.

Ablaß, d. i. Erlaß der Sünden ohne alle Dämpfung der Lüste und Begierden, die den Menschen zu allen Sünden verleiten, Erlaß der Sünde ohne Besserung und Heiligung des Wandels — das ist das kostbare Gut, welches die römische Kirche den gläubigen Seelen durch ihre Priester darbietet, und wodurch sie die Gewissen in so sanften Schlummer wiegt. Da die evangelische Kirche solchen Ablaß nicht zu verleihen hat, sondern auf Besiegung der Lüste dringt, so ist schon Mancher aus ihr zur heiligen Mutter zurückgekehrt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Ablaß in Wilznak bei den damaligen Christen mit Begierde angenommen wurde. In Kurzem zeigte sich der Zulauf hierher so groß und vielleicht größer, wie nach Rethra und Arkona. Ganze Schaaren aus den umliegenden Ländern, unstreitig auch aus Anhalt, gingen nun dorthin, um Ablaß zu holen, Kranke heilen zu lassen, und was sonst das heilige Blut

vermochte. Nach einiger Zeit ertheilte sogar der Papst den hierher Wallenden reichlichen Ablaß, und nun strömten ganze Haufen Menschen aus Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn u. s. w. hierher, brachten allerlei Kranke, die auch, wie es hieß, immer genasen, und beschenkten die Kirche, die nun schöner aufgebaut wurde. Auch die Einwohner von Wilznak standen sich gut dabei; ihr Ort blühete durch den heiligen Verkehr, und erhielt Stadtrecht und Mauern. Zwar traten bald verständige Männer auf und eiferten wider den Betrug. — Zuerst that dies der bekannte Reformator Johann Huß. Doch so wenig die blinde Menge noch heutiges Tages von Besuchung der Wunderdoktoren abzuhalten ist, und ganz rohen Pferdeknechten nachläuft, so ließ sie sich auch damals von den Besuchen der Kirche zu Wilznak nicht abhalten, bis die Reformation Luther's dem Unwesen ein Ende machte.

Der sittliche Zustand der Christen in den neubekehrten Gegenden, in Vergleich mit dem der Wenden, konnte unmöglich viel Erfreuliches darbieten, da man die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Herzens durch die Lehren

der Weisheit und Tugend, welche das Wesentliche im Christenthum ausmachen, wenig oder gar nicht, dagegen Ceremonien und Schamanen-Gaukeleien über alles achtete. Die Wenden hatten geraubt und gemordet, weil sie glaubten, daß das ihren Göttern nicht mißfiele, wenn sie nur einen Theil der Beute erhielten. Unter den Christen, denen Gott Morden und Rauben als Schandthaten verbietet, hörten damals die Räubereien und Mordthaten nicht auf. Die Räuberei der edlen Ritter jener Zeit ist schon erwähnt. Gar viele lauschten von ihren Burgen herab, um vorüber Reisende zu erspähen und zu überfallen. Bei Güterversendungen aus den Handelsstädten mußte bewaffnetes Geleit mitgenommen werden, um diese vornehmen Räuber abzuhalten. Mancher Stadt entführten sie die Viehheerden von der Weide, und mancher ritterliche Mord wurde bei solchen Gelegenheiten begangen; mancher Unglückliche gefangen und ins Burgverließ geworfen, wo er oft elendiglicher umkam, als wenn er von den Wenden dem Radegast wäre geschlachtet worden. An Völlerei, wodurch sich die Wenden auszeichneten, fehlte es unter den Christen nicht. Sie war auf den Raubburgen

einheimisch, und wußte auch der Ritter, daß der Christengott dieses Laster verabscheuet, so kannte er doch auch die Milde seiner Kirche und seines Burgpfaffen, der, obgleich selbst oft grober Sünder, dennoch Macht hatte, die Sünden zu vergeben.

Gingen die Edlen des Landes in jener Zeit mit solchen Beispielen voran, was durfte man nicht erst von den Unedlen erwarten? Die Sittengemälde jener Zeiten stellen uns gräuelvolle und empörende Scenen dar. Wie kann es aber auch anders sein in einer Kirche, wo man so leicht Vergebung der Sünden auf so vielfache Weise erlangt?! War denn also der Tausch kein Gewinn? Ja, dies war er dennoch; die Menschenopfer mit allen Gräuelscenen fielen weg. Sie waren bei den Wenden geheiligt und gesetzmäßig, und Niemand erhob sich im Volke gegen sie. Mit ihnen können Mordthaten unter rohen Christen keineswegs verglichen werden; denn sie sind Wirkungen der Leidenschaft, und durch kein Gesetz geheiligt, und strafbar. Da ferner auch dem Papstthum die heiligen Lehren und Wahrheiten des Christenthums zum Grunde liegen, und immer edle Menschen vorhanden sind, die

sie nicht nur kennen, sondern auch hoch und heilig achten, so kann es nie eine Zeit geben, wo nicht auch durch die Finsterniß des Papstthums ihr Licht mächtig hervorstrahlen und die im Irrthum Wandelnden erleuchten und aufschrecken sollte. Nie wäre wohl aus dem Wendenthum die Reformation des 16ten Jahrhunderts hervorgegangen, die im Papstthum sich entwickelte.

Die ökonomische Lage der in den Wendenländern gestifteten christlichen Kirche war auch ein Grund ihrer großen Mangelhaftigkeit. Erst mußten Kirchen erbaut werden, und schon dies erforderte Summen Geldes. Woher aber konnten sie genommen werden? Die alten Einwohner waren geflüchtet oder durchs Schwert gefallen, und die Neubekehrten durch den Krieg meist verarmt. Die neuen Anbauer mußten geschont werden. Es gab daher in den ersten Zeiten nur wenige und überdies hölzerne Kirchen. Aber wenn man sich auch mit diesen Kirchen begnügt hätte — wie sollte man geschickte Lehrer herbeischaffen, und wenn man sie gehabt hätte, womit dieselben unterhalten? Äußerst traurig stand es damals überhaupt mit den Verkündigern und Predigern der Religion. Sie waren über alle

Vorstellung unwissend. Trotz der Anstrengungen Carls des Großen, mehr Wissenschaft und Einsicht zu verbreiten, war doch die Finsterniß zu groß, als daß das Licht so bald hätte durchdringen können. Man weiß, daß er die noch jetzt üblichen evangelischen und epistolischen Abschnitte aus der römischen Kirche auch in die fränkische einführte, von woher sie in die bekehrten Wendenländer kamen; auch veranstaltete er Sammlungen von Predigten, die in den Kirchen vorgelesen werden sollten; denn es gab sehr wenige Prediger, die eine Predigt auszuarbeiten vermocht hätten. Eine Synodalverordnung aus seiner Zeit will, daß die Pfarrer dahin sehen, daß jedes Mitglied einer christlichen Gemeine wenigstens das Unser Vater und das Glaubensbekenntniß auswendig wisse. Von beiden sollten sich die Pfarrer eine schriftliche Erklärung anschaffen, um das Volk darnach zu belehren. Wäre indeß dies nicht möglich, so sollten sie wenigstens jene beiden Stücke selbst wissen und glauben; ferner sollten sie die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen, wo nicht, so doch dieselben deutlich auswendig hersagen können. Evangelien und Episteln sollten sie gut lesen

können; auch sei es zu wünschen, daß sie den Wortverstand derselben inne hätten, und die Teufelsbeschwörungen ordentlich herzusagen im Stande sein möchten. — Hieraus sieht man, wie tief die damaligen Geistlichen standen; man erblickt in ihnen das Bild der heutigen gemeinen russischen Priester, von denen viele nicht lesen, sondern bloß die äußeren Ceremonien dem Volke vormachen können. Solche Leute verdienen freilich Priester zu heißen, Lehrer und Prediger sind sie nicht. Diese unglaubliche Unwissenheit dauerte noch Jahrhunderte fort, und fand auch in den übrigen Ländern statt. Im zehnten Jahrhundert befiehlt ein Bischof von Verona seinen Geistlichen, daß sie die drei christlichen Glaubensbekenntnisse, das apostolische, nicänische und athanasische auswendig lernen, an den Tag des Herrn denken, und wenn sie die Ursach dieser Benennung nicht wüßten, andere deßhalb befragen, auch die Evangelien und Episteln gut lesen lernen sollten.

Bald wußten sich die Priester aus ihrer Dürftigkeit herauszuarbeiten, während ihre Unwissenheit dieselbe blieb. Sie ahmten darin ihren wendischen Vorgängern nach, und hatten bei der unglaublichen Unwissenheit des Volks und

bei dem mächtigen Hange unwissender Menschen zum Aberglauben, zu heiligen Gaukeleien und Schauspielen ein eben so leichtes Spiel. Es wurden auch in Anhalt von reichen Gläubigen zum Heil ihrer Seele Klöster und Kirchen gestiftet und reichlich mit Einkünften begabt. Daß in dem jenseits am Harze gelegenen Theile bereits im zehnten Jahrhundert zwei wichtige Stiftungen zu Gernrode und Ballenstädt gemacht wurden, ist bereits erwähnt. Einige Jahre später nahm auch die Abtei in Nienburg (des Klosters wegen Mönchen-Nienburg genannt) ihren Anfang. Das erstere war ein Nonnenkloster. Kölbicke im Anhalt-Cöthenschen Antheil, im Anfange des zehnten Jahrhunderts gestiftet, ein Augustiner-Mönchskloster, ist besonders dadurch merkwürdig, daß hier, wie mehrere Nachrichten andeuten, auch den Laien der Kelch im Abendmahl gereicht wurde. Das zu Mehringen war ein Jungfrauen-Kloster, und wurde im Bauernkriege verwüstet. Noch jetzt zeigen die dortigen Ökonomie-Gebäude deutliche Spuren davon. Eine weibliche Abtei in Häcklingen mag etwa im Anfange des 11ten Jahrhunderts gestiftet sein.

Die geistlichen Stiftungen jenseits der Elbe entstanden weit später, weil hier das Christenthum später eingeführt werden konnte. Am Ende des zwölften Jahrhunderts stiftete ein Herr von Zerbst in der Stadt Zerbst ein Nonnen-Kloster, der heiligen Jungfrau Maria gewidmet. In der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts soll das Barfüßer-Kloster von einer Gräfin von Barby gestiftet sein; in der letzten Hälfte desselben Jahrhunderts aber das Augustiner-Kloster von drei Gebrüdern Fürsten zu Anhalt. Außerdem war in der Stadt Zerbst, die damals als Hauptstadt des ganzen Fürstenthums betrachtet wurde, und in der That die vorzüglichste war, ein Collegiatstift bei der Bartholomäus-Kirche. Ein gleiches entstand auch in Coswig im Jahre 1215 aus einem ehemaligen Hospitale. In dieser Stadt gab es aber auch ein Nonnen-Kloster, welches späterhin nicht nur ansehnliche Besitzungen, sondern auch bedeutende Vorrechte erhielt. Ein Serviten-Kloster in der Stadt Bernburg war nicht bedeutend. In den Städten Deßau und Cöthen gab es nie Klöster, wohl aber gewisse geistliche Brüderschaften. In Deßau hatten die Franziscaner und Barfüßer zu Zerbst ein Haus in der Nähe des

Kirchhofs, und die Calandsherren oder Calandsbrüder einen ansehnlichen Sitz mit beträchtlichen Gütern. Diese und andere geistliche Brüderschaften waren zwar den strengen Ordensregeln der Klostergeistlichen nicht unterworfen, trieben aber, wie diese, ähnliche geistliche Geschäfte, d. h. sie hielten Fürbitten, Vigilien, Messen u. s. w. in ihren Zusammenkünften, welche Caland hießen. Mehrere Erzbischöfe von Magdeburg ertheilten ihnen bedeutende Ablässe für diejenigen, welche ihren geistlichen Übungen beiwohnen und zur Aufnahme dieser Brüderschaft beitragen würden. Allein ein späterer Erzbischof untersagte ihnen auch, verdächtige Personen bei ihren Zusammenkünften zuzulassen, und sich der Trunkenheit und des Zanks bei ihren Gastmahlen zu enthalten. Nach der Reformation wurden ihre Güter und Einkünfte der Kirche zu Deßau zugewandt. In Zerbst, Cöthen und Coswig gab es gleichfalls Calandsbrüderschaften; in Harzgerode eine Frohnleichnams- oder Schützenbrüder-Gesellschaft. Andere übergehen wir.

In der römisch-katholischen Kirche spielen überall seit undenklichen Zeiten, wie noch jetzt, gewisse verstorbene Heilige eine große Rolle.

Es giebt ein ganzes Heer derselben, männlichen und weiblichen Geschlechts. An ihrer Spitze stehen die heilige Jungfrau und die Apostel. Die erstere wird von den gemeinen Papisten weit mehr verehrt, als Gott und Jesus Christus. Bekanntlich heißt sie die Mutter Gottes, und als solche, meint man, müsse sie ja bei ihrem Sohne in großem Ansehn stehen und durch ihre Fürbitte alles bewirken können. In einem geringern Grade glaubt dies der Katholik auch von allen übrigen Heiligen; daher die allgemein verbreitete Verehrung derselben oder vielmehr ihrer Bilder. Diese sieht man nicht nur in den Kirchen, sondern in den Häusern, auf den Straßen, an Wegen im freien Felde u. s. w.

Solcher Heiligen gab es nun auch in dem katholischen Anhalt eine große Menge. Ihnen waren die Kirchen, Klöster und Capellen des Landes geweihet, und daher werden die ersteren noch jetzt nach ihren ehemaligen Patronen benannt, obgleich jede Spur von Heiligendienst im Lande durch die Reformation vertilgt wurde. Diese in unserm Vaterlande verehrten Heiligen namentlich anzuführen, würde unnütz sein, da man sie zum Theil aus den Benennungen der Kirchen und

Stiftungen erkennen kann, und überdies jeder Katholik seinen eigenen Heiligen hat, der gleichsam sein Schutzgeist ist, und an welchen er sich vorzüglich wendet.

Die ganze Einrichtung des Gottesdienstes war in den anhaltischen Kirchen ganz so, wie sie noch jetzt in allen Ländern ist, welche der Herrschaft des Papstes unterworfen sind. Das Wesentliche bestand nicht darin, die Menschen zu erleuchten, von Irrthümern und Aberglauben zu befreien und sie besser zu machen — nein, äußere Gebräuche waren, wie sie es noch jetzt sind, die Hauptsache bei dem römisch-katholischen Gottesdienste. Wenn auch einzelne aufgeklärte Männer das Gegentheil glauben und lehren, so liegt doch dies keineswegs im Geiste ihrer Kirche, sondern in ihrem eigenen bessern Geiste. Dem großen Haufen der Katholiken ist aber auch an Erleuchtung und Heiligung so wenig gelegen, daß er sich dagegen empören würde, wenn man ihm sagen wollte, sein Ceremoniendienst sei nicht Religion und nütze zu nichts. „Man liefe Gefahr, gesteinigt zu werden, sagt Georg Forster in seinen Ansichten vom Niederrhein, wenn man vor dem Volke in Antwerpen sich's merken ließe, daß

Religion noch etwas mehr sei, als gedankenloses Gemurmel der Rosenkranz-Gebete."

Wenn die Protestanten oder evangelischen Christen beim Eintritte in die Kirche ein kurzes stilles Gebet verrichten, so besprengt sich der Katholik zuerst mit dem an der Thürpfoste in einem Gefäße befindlichen Weihwasser. Diese Gewohnheit ist aus dem altrömischen Heidenthume entlehnt. In den heidnischen Tempeln hing ein ähnliches Gefäß, Aquaminarium genannt, welches das vom Priester geweihete Reinigungswasser enthielt. Schwerlich schrieben die alten heidnischen Römer ihrem Wasser so große und so mannigfaltige Wunderkräfte zu, wie der leichtgläubige Katholik seinem Weihwasser, und die gemeinen Priester — von den edleren unter ihnen ist hier die Rede nicht — ermangeln auch niemals, ihre gläubigen Heerden in diesem Aberglauben zu stärken und zu befestigen; denn die Menschheit in den Fesseln des widersinnigsten und empörendsten Aberglaubens zu erhalten, und darauf die Priesterherrschaft zu begründen, ist Zweck des Papstthums.

Ein wesentliches Stück des katholischen Gottesdienstes ist das K r e u z s c h l a g e n. Nicht der

Priester allein, sondern auch die Laien machen dieses Zeichen sehr oft auf eine genau vorgeschriebene Weise. Es wird demselben gleichfalls eine gewisse geheime Wunderkraft zugeschrieben. Mittelst dieses Zeichens verwandelt der Meßpriester die Hostie im Abendmahle und den Wein in Fleisch und Blut Christi. Das Kreuzeszeichen darf nicht fehlen, wenn der Segen gesprochen wird. Es ist dem gemeinen Katholiken weit wichtiger, als die Lehren und Wahrheiten des ganzen Christenthums. Die Kirchengeschichte giebt uns hinlängliche Auskunft über die Entstehung und Ausbildung dieses thörichten Aberglaubens. Mit ihm hängt die eben so thörichte Verehrung elender Holzstückchen zusammen, die dem Vorgeben nach vom wahren Kreuze Christi herrühren sollen. Eine Kirche, welche im Besitze eines Stückchen Kreuzesholz ist, hat nach den Begriffen der Katholiken einen unermeßlichen Schatz und kann eines zahlreichen Besuchs gewärtig sein. Man würde ein Buch schreiben müssen, wenn man alle und jede Art des Kreuzesgebrauchs anführen wollte. Für den Verständigen ist es ausgemacht, daß das Zeichen des Kreuzes in die Luft gemacht nicht mehr bedeutet und leistet, als der Kreis,

den der Zauberer mit seinem Stabe in den Sand macht.

Des Heiligendienstes ist bereits Erwähnung geschehen; wir müssen aber noch einmal darauf zurückkommen. Er macht ein wesentliches Stück des papistischen Gottesdienstes aus, ja, wie schon erwähnt, wird die Gottheit über diesen Dienst vergessen. Daß er aus dem griechischen und römischen Heidenthume seinen Ursprung habe, wissen auch Ungelehrte. Die griechischen und römischen Tempel waren, wie die Tempel der Wenden und anderer Heiden, mit Bildern und Bildsäulen geziert. Vor diesen eitlen Menschenwerken lagen die armen blinden Heiden niedergeworfen, um dieselben in allerlei Angelegenheiten des Lebens um Hülfe anzurufen. Sie brachten ihnen reichliche Opfer dar, um ihre Gunst zu gewinnen, und glaubten im Ernste, daß diese Götzen die Opfer verzehrten, wie wir dies aus der Geschichte vom Bel zu Babel sehen. Die Katholiken bringen nun zwar ihren Heiligen solche Opfer nicht, aber sie werfen sich ebenfalls vor ihnen nieder und bitten und flehen Hülfe von ihnen. Ist das nicht der alte griechische und römische Götzendienst? In der That hat man den alten Göttern

nur neuere Namen beigelegt; die Sache selbst ist nicht verschieden. Ja, in Italien sieht man nicht selten ein altes heidnisches Götzenbild, z. B. vom Jupiter, Äsculap u. s. w. in einer Kirche unter dem Namen eines christlichen Heiligen anbeten. Die Alten gingen bisweilen mit ihren Göttern sehr vertraut um und sprachen gleichsam mit ihnen. Ein Gleiches bemerkt man auch in katholischen Kirchen. In Italien hört man öfters eine gläubige Seele, die ihrem Heiligen irgend etwas im Vertrauen sagt oder zuflüstert, dann augenblicklich inne hält, als ob sie Antwort erwarte. Die Alten hatten ihre Hausgötter (Laren und Penaten); auch dem Katholiken fehlen sie nicht, nur daß sie Heilige heißen. Sie werden auf ähnliche Weise verehrt und gebraucht. Auffallend ist, daß die Verehrung derselben in gewissen Fällen in Beschimpfung und Lästerung übergeht, wenn nämlich der angerufene Heilige die verlangte Hülfe nicht leistet. So sieht man, daß das Volk in Neapel bei gefahrdrohenden Ausbrüchen des Vesuvs den Schutzheiligen der Stadt, Januarius, mit Inbrunst und Thränen um Hülfe anflehet und ihm zu Ehren feierliche Umgänge hält; bleiben jedoch die Bitten fruchtlos und hört der

Vesuv nicht auf, zu toben, so wird der Heilige seiner Hartherzigkeit wegen mit den ärgsten Schimpfreden überhäuft. Schiffer und Fischer nehmen eine Kiste voll Heiligen mit auf das Meer, um bei entstehenden Ungewittern Hülfe zu finden. Erhebt sich ein Sturm, so nimmt man denjenigen Heiligen aus dem Behältnisse, dem man die meiste Kraft zutraut, zündet ein Licht vor ihm an und beweist ihm die gebührenden Ehrenbezeigungen. Ist er taub gegen das Flehen, so wird er zornig in einen Winkel geworfen, auch wohl unter den kränkendsten Vorwürfen mit Füßen getreten und ein anderer aus der Kiste an seine Stelle gesetzt. Auf diese Weise sahen Reisende nach einander die ganze Heiligen-Kiste leeren, bis der Sturm endlich aufhörte. Die alten heidnischen Römer machten es mit ihren Hausgöttern nicht besser, wenn dieselben ihre Bitten nicht erhörten.

Bei diesem Volke gab es eine Menge von Festtagen, die zum Theil als Belustigung und Zerstreuung dienten und bei deren Feier man sich oft allen Ausschweifungen überließ. Die römische Kirche ahmt die Heiden in der großen Anzahl der Festtage und religiösen Feierlichkeiten getreulich

nach. Man übertreibt nicht, wenn man annimmt, daß der vierte Theil des Jahres zu Festen bestimmt ist. Diese Zeit geht nicht nur für die Besorgung der leiblichen Angelegenheiten verloren, sondern giebt auch oft Gelegenheit, durch den Unfug, der dabei getrieben wird, die Seele zu verderben. In dieser Hinsicht sind insonderheit die Wallfahrten äußerst nachtheilig. Diese bestehen darin, daß jährlich zu gewissen Zeiten kürzere oder längere Reisen nach gewissen heiligen Orten, deren es in allen katholischen Ländern überall viele giebt, unternommen werden. Ganze Schaaren von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts sammeln sich alsdann zu Caravanen, um bei einem wunderthuenden Marienbilde, einer Reliquie und dergl. ihre Andacht zu verrichten. Unterwegs werden gemeiniglich die unanständigsten Dinge getrieben und die ruhigen Bewohner der Gegenden, durch welche der heilige Zug geht, meistens sehr arg gemißhandelt.

Die Kirchen und Klöster, welche im Besitze eines wunderthuenden Heiligenbildes oder einer Reliquie sind, sammeln große Reichthümer, wovon die Mönche sich mästen. Gemeiniglich wissen sie sich zugleich von dem heiligen Vater Ablaß

für ihre Kirche zu verschaffen, und dann strömt der leichtgläubige Haufe nicht allein der Wunder wegen hin und zahlt sein Geld, sondern er befriedigt zugleich noch ein anderes Bedürfniß seiner Seele, nämlich Reinigung von Sünden, um sein Gewissen zu beruhigen und sein bisheriges Sündenleben ungestört fortsetzen zu können.

Mehr noch leistet der Ablaßhandel der römischen Kirche in dieser Hinsicht. Es hat damit folgende Bewandniß: Die Päpste sind, ihrem Vorgeben nach, unmittelbare Nachfolger des Apostels Petrus, der als der erste römische Bischof betrachtet wird. Petrus erhielt von Jesu die Schlüssel des Himmelreichs und die Macht, zu lösen und zu binden. Diese vererbte sich von ihm auf alle seine Nachfolger, also auf alle Päpste, ja auf alle geweiheten Bischöfe und Priester, denen der Papst jene Gewalt mittheilt. Die Päpste, und durch sie die ganze katholische Geistlichkeit, sind Verwalter aller Schätze in der Kirche. Diese besitzt einen unermeßlichen Reichthum an Verdiensten; denn das Leiden Jesu, wodurch er nach der Kirchenlehre für die Sünden aller Menschen gebüßt hat; jeder Tropfen seines vergossenen Blutes; die Tugenden der heiligen Mutter

Gottes, der Apostel, der Märtyrer, welche in den ersten Zeiten des Christenthums um des Bekenntnisses desselben den Tod erduldeten, und überhaupt jedes Kirchenheiligen, auch das fleißige Beten der Mönche u. s. w. — dies alles zusammengenommen bildet einen so reichen Schatz von Tugenden und Verdiensten, daß er hinreicht, alle Mängel und Gebrechen nicht nur einzelner Menschen, sondern aller derer zu ersetzen, die sich zu der alleinseligmachenden römischen Kirche bekennen, und von dem Papste oder seiner Geistlichkeit Gnadenspenden aus diesem köstlichen Schatze erhalten. Die Kirche, heißt es bei den Priestern, ist eine Gemeinschaft der Heiligen; sie liebt ihre Kinder, und erläßt ihnen gern die Strafen für ihre Sünden. Da jener Tugendschatz immer zunimmt, indem davon liebevoll mitgetheilt wird, so ist er unerschöpflich und kann auch bei der größten Verschwendung niemals ausgeleert werden.

Man denke sich die Gesinnungen des rohen Haufens, und erwäge, daß er nie gern den einzig möglichen Weg zur Sündentilgung, nämlich Selbstbesiegung und Lebensbesserung wählt, sondern immer schon an sich beflissen ist, auf eine bequemere Weise sein Gewissen zu beruhigen: und

man wird sogleich einsehen, wie erwünscht die erwähnte Lehre der katholischen Kirche vom überfließenden Tugendschatze den Wünschen der blinden Menge entgegen kam; aber wie vortrefflich dieselbe auch das Ansehn und die Reichthümer der Priesterschaft befördern mußte. Nun sahe das sündige Volk in dem Papste und jedem Priester einen Verwalter jenes Schatzes, wozu sie ihrem Vorgeben nach von Gott selbst verordnet sind. Was war natürlicher, als daß sich jeder Sünder die Gunst der Spender erwerben mußte, und diese erwarb man sich durch jede Handlung, die der Geistlichkeit angenehm und zuträglich war. Aus dem unerschöpflichen Schatze der Kirche spendeten nun der heilige Vater und seine Gehülfen jedem, der z. B. ihre Macht und ihr Ansehn vermehrte, ihre Herrschaft ausbreitete, der Kirche Güter vergabte, Kirchen und Klöster stiftete und dergl. Daher wurde den Kreuzfahrern vollkommener Ablaß versprochen, als sie sich anschickten, nach dem heiligen Lande zu gehen und den Ungläubigen die heiligen Örter zu entreißen; vollkommener Ablaß wurde dem Ahnherrn der Fürsten von Anhalt, Albrecht dem Bären, zu Theil, als er mit Heinrich dem Löwen die Wenden besiegte und

das Land durch Einführung des Christenthums der päpstlichen Herrschaft unterwarf. Der unermeßliche Tugendschatz gab auch Veranlassung zur Feier des Jubeljahres, welches eine reiche Goldquelle für den Papst und die Geistlichkeit wurde. Mit dem Eintritte eines jeden Jahrhunderts sollte dieses Jubeljahr in Rom gefeiert werden. Jeder gläubige Christ, der dann nach der Hauptstadt der christlichen Welt reisen würde, sollte Antheil nehmen an dem Schatze der Kirche. Tausende wurden dadurch gelockt, und da der Goldschatz des Papstes nicht wenig dabei gewann, so setzte man fest, daß das Jubeljahr dreimal, ja späterhin sogar alle 25 Jahre, also viermal gefeiert wurde. Aus allen Ländern Europens strömten die Menschen nach Rom, um dort Ablaß zu holen und ihr Gewissen zufrieden zu stellen. — Jetzt hat sich dieser Wahn gar sehr verloren; vergeblich harrte man im vorigen Jahre bei der Feier des Jubiläums auf die Schaaren von Gläubigen aus der Christenheit; die Anzahl der Pilgrimme war unbedeutend gegen die vorigen Zeiten der Finsterniß. Auch diese Täuschung wird einst ihr Ende erreichen!

Dem Ablaßhandel kam die Lehre der katholischen Kirche vom Feg- oder Reinigungsfeuer gar trefflich zu statten. Nach dieser Lehre mußten alle Seelen der Verstorbenen erst durch jenes Feuer geläutert werden und die im Leben nicht abgebüßten Sünden darin abbüßen. Gebete für die Verstorbenen, die man selbst verrichten konnte, die aber kräftiger wirkten, wenn dafür bezahlte Priester sie hielten, und dann insonderheit die Seelenmessen, waren längst bekannte Mittel, um eine Seele bald aus dem Reinigungsfeuer zu befreien. Gute Katholiken lassen es daher auch nicht an diesen Mitteln fehlen, um ihre Liebe zu den Ihrigen auch noch nach deren Tode an den Tag zu legen. Die Ablaßbriefe, welche sonst nur den Lebendigen zu statten kamen, erhielten durch den Papst Innocenz den Achten gegen Ende des 15ten Jahrhunderts auch die Kraft, das Fegfeuer für die Abgeschiedenen zu überwältigen oder gleichsam als Brandpflaster zu dienen.

Der Ablaßhandel ist seit seiner Entstehung in der katholischen Kirche mit einer Frechheit getrieben worden, die alle Begriffe übersteigt. Man hat denselben gleichsam in ein System gebracht und

die Preise für jede Art von Sünde festgestellt. Fing diese geistliche Waare an, verlegen zu werden, so suchte man durch irgend einen neuen Kunstgriff dem Markt wieder aufzuhelfen.

Die Päpste und ihre untergebene Klerisei behielten das Vorrecht, mit Ablaß zu handeln, nicht immer für sich, sondern es wurde — freilich in höchst seltenen Fällen — auch Laien zu Theil. Dies waren keine anderen, als solche, die sich stets als die ergebensten Diener des römischen Stuhls und als unbedingte Vollstrecker des päpstlichen Willens bewiesen. Die Könige von Spanien, ihrer knechtischen Unterwürfigkeit wegen vorzugsweise die katholischen Könige genannt, erhielten das Vorrecht, mit Ablaß handeln zu dürfen, und übten es in ihren amerikanischen Colonien mit einem sehr glücklichen Erfolge aus. Zu den Zeiten der Kreuzzüge ertheilte der Papst dem Könige von Spanien mehrere Bullen, welche Ablaß denen versprechen, die diese Bullen durch Geld an sich bringen. Der König verkauft sie für bestimmte Preise seinen Unterthanen und vermehrt dadurch seine Einkünfte bedeutend. Die Kreuzbulle ist die wichtigste unter allen. Sie giebt vollkommenen Ablaß, und wer sie besitzt,

erhält von jedem Priester die Absolution wegen aller und jeder Sünden, selbst solcher, die er noch künftig begehen will. Sie reinigt von jedem Meineide,*) von Gotteslästerung, kurz, überhaupt von jeder Schandthat, nur Ketzerei allein ausgenommen. Ketzerei aber ist das Verbrechen des freien Vernunftgebrauchs, bei welchem ein Mensch gar leicht das Sclavenjoch des Papstthums abwirft. Eben daher kann kein Ablaß dafür gewonnen, sondern es muß mit Schwert und Scheiterhaufen gebüßt werden.

Der Ablaßhandel wurde nun auch in Anhalt stark getrieben, und es gab, wie wir oben gesehen haben, Stiftungen für diese heilsame Waare. Je empörender die Verdorbenheit des römischen Hofs und beinahe der ganzen Klerisei (Geistlichkeit) um sich griff, desto frecher ward der Ablaßkram getrieben. Doch eben diese Frechheit war auch die zunächst wirkende Ursach der Reformation.

---

*) Der heilige Vater, als Statthalter Christi, hat das Recht, von dem heiligsten Eide zu entbinden, die Unterthanen vom Eide der Treue gegen den Fürsten loszusprechen und dergl., und übte ehemals dieses Recht sehr oft.

Der erhabene Stifter des Christenthums, kein Freund äußerer Ceremonien, weil sie schlechte Früchte bringen, hatte dennoch zwei heilige Gebräuche verordnet, die so einfach und unschuldig waren, daß es schien, als könnten sie schlechterdings nicht gemißbraucht werden. Es war die Taufe und das Abendmahl. Erstere sollte ein äußeres in die Augen fallendes Zeichen sein von der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Schooß der Kirche Christi. Letzteres, ein religiöses Mahl, sollte unter den Bekennern dieser Kirche das Andenken an ihren heiligen Stifter, der damals eben im Begriff stand, sein Blut für die ewigen Wahrheiten seiner Lehre zu vergießen, auf ewige Zeiten erhalten; es sollte sie zur herzlichsten Bruderliebe und überhaupt zur würdigen Nachfolge ihres großen Musters erwecken, und zugleich als äußeres sichtbares Bekenntniß der von ihm gestifteten Kirche dienen. Welcher Weise der Erde vermag edlere und zweckmäßigere Hülfsmittel zur Erreichung beider Absichten vorzuschlagen! — Doch, was machte das Papstthum aus beiden heiligen Gebräuchen?

Die Taufe verlor unter den Händen von Menschen, die alles auf Aberglauben, Täuschung

und Verblendung berechneten, gar bald ihre einfache Form. Schon seit dem 7ten Jahrhundert wurde der Exorcismus oder die Beschwörungsformel eingeführt. Man glaubte nämlich, daß der Täufling dadurch von der Erbsünde und ihrem Urheber, dem Teufel, oder auch von dem heidnischen Wesen des Götzendienstes, der gleichfalls dem Teufel zugeschrieben wurde, müsse gereinigt werden. Die Formel lautete also: Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, daß du ausfähreſt und weicheſt von diesem Diener Gottes. Dabei wurde das Zeichen des Kreuzes nicht vergessen, welchem man ebenfalls die Kraft zuschrieb, den Teufel zu verjagen. Zu den Ceremonien gehörte ferner das Auflegen einer oder beider Hände auf den Täufling, die Berührung seines rechten Ohres mit Speichel, das Salben desselben mit dem heiligen Öl am Haupte, an der Brust, auf dem Rücken und zwischen den Schultern; das Aufsetzen einer Haube, das Anzünden von Lichtern am hellen Tage, und der Gebrauch, dem Täuflinge nach der Taufe eine Kerze in die Hand zu geben. Dem Taufwasser wurde eine

übernatürliche oder vielmehr widernatürliche Kraft zugeschrieben. Wenn Erwachsene getauft wurden, legte man ihnen die Fragen vor: Willst du getauft sein? Entsagst du dem Teufel, seinem Wesen und seinen Werken, seinen Engeln, seiner Pracht, seinen Erfindungen und allem, was von ihm herrührt? Bei Kindern richtet man zwar diese Fragen auch an dieselben; allein die Pathen müssen sie beantworten.

Noch ärger wurde das Abendmahl entstellt und ihm zugleich eine Bedeutung und Absicht zugeschrieben, die dem Geiste des Christenthums nicht nur fremd, sondern gänzlich zuwider ist. Das Christenthum war die einzige bekannte Religion, welche keine Opfer verordnete. Wie hätten sich auch Opfer, für die Sünde dargebracht, mit dem Zwecke dieser Religion vertragen, welche sittliche Besserung vorschrieb und Heiligung des Menschen durch Gottesfurcht und Tugend zur unerläßlichen Bedingung machte? Gleichwohl hat das Papstthum, um sittliche Besserung der Seinen wenig bekümmert, das Abendmahl in ein förmliches Sündopfer verwandelt und es so eingerichtet, daß es seinen Hauptzweck, Priesterherrschaft

und Erniedrigung der Laien, kräftig mußte befördern helfen. Wie die Juden- und Heidentempel erhielten die christlichen Kirchen Opferaltäre mit Gemälden und Verzierungen, beträchtlich über dem Fußboden der Kirche erhaben, mit mehreren Stufen versehen und zu beiden Seiten mit Schranken umgeben, bis zu welchen die sündigen Laien (Nichtgeistliche) nur allein gelangen dürfen. Der erhabene Altar ist die Schaubühne, auf welcher der Priester steht und sich selbst und was er vornimmt dem Volke zeigt. Das Meßopfer beginnt mit seinem eigenen Sologesange ganz nach Art der heidnischen Priester, welche auch mit Gesang anhoben, nur daß derselbe von einer Flöte begleitet wurde. Dem Opferpriester der alten Heiden führte man das Opferthier herbei und er opferte es; der katholische Meßpriester macht sich, wie Herder sehr treffend sagt, durch eine magische Verwandlung selbst aus einem Scheibchen Oblate ein Zauberopfer, das den sämmtlichen Sinnen unblutig erscheint und doch für ewig blutend gelten muß. Dieses Opfer bringt er, so oft er will, durch geheimnißvolle Geberden und durch das Zeichen des Kreuzholzes hervor, an welchem Jesus den Tod erduldete. —

Welch ein Mann ist daher in den Augen des gedankenlosen abergläubigen Haufens der heilige Meßpriester!

Das Zauberopfer, welches derselbe durch seine magischen Zeichen zu Stande bringt, heißt in der Kirchensprache die geweihete Hostie. Dies ist der Name des Opferthieres bei den Römern. Bei diesen Heiden wirkte das Opferthier, im Tempel den Göttern dargebracht, Vergebung der Sünden, und erwarb die Huld der Götter; allein ein Wunder selbst war das Opferthier nicht. Das ist es aber in der römischen Kirche und zwar das größte aller Wunder. Kommt es aus der Hand des Oblatenbäckers, der ihm durch die Form das Bild des Gekreuzigten aufdrückt, so ist es nichts anderes, als was ein Backwerk aus Mehl und Wasser sein kann. Durch den Zauber des Priesters, der durch die Weihe Wunderkräfte empfangen hat, wird es der wahre Leib, d. h. Fleisch, Christi, ja es wird Christus selbst. Daher heißt auch die geweihete Hostie in der katholischen Kirche der Herrgott, und es sind gewöhnliche kirchliche Ausdrücke, die man von den Gläubigen hört: Unser Herr Gott wird heute in St. Peter ausgestellt oder zu einem Kranken getragen. In

Portugall und Spanien beehrt man Gott, wie die irdischen Könige, mit dem Prädicat Majestät, und dieses Prädicat erhält auch die geweihete Hostie. Durch gleiche magische Weihung oder Bekreuzigung ward nun auch der Wein im Kelche in das wirkliche Blut Christi verwandelt. Es ist jedesmal immer dasselbe Blut, das der Erlöser am Kreuze zum Besten der Welt und für ihre Sünden vergoß. Da indeß Fleisch nie ohne Blut ist, so enthält nach der Lehre der römischen Kirche bereits die zum Leib Christi geweihete Hostie sein Blut; daher wird auch der Kelch den Laien versagt, weil sie in jener schon Christi Blut genossen haben.

Ein eigenes Buch könnte man von den wunderbaren Wirkungen und Erscheinungen schreiben, welche nach den heiligen Legenden der römischen Kirche die geweihete Hostie hervorgebracht und veranlaßt hat. Die Leser erinnern sich des Wunders in Wilznak.

So himmelweit verschieden diese Operation des katholischen Priesters von dem einfachen, ungekünstelten Gedächtnißmahle des Weisen von Nazareth ist, so wird es doch den gläubigen Seelen, die freilich das neue Testament nicht

lesen dürfen, für dessen Abendmahl dargeboten. So heißt es in der römischen Kirche wirklich aber auch das heilige Meßopfer und das Hochwürdige. Es wird als die Hauptsache des ganzen Gottesdienstes betrachtet, und leistet Wunder, wie es selbst ein Wunder ist; denn wer die heilige Hostie oder den wirklichen Leib Christi genossen hat, in dem vertilgt es auf einmal, wie durch einen Zauber, die Sünde, und macht alles Böse gut. Ja, noch mehr, der Gläubige braucht das heilige Meßopfer nicht einmal selbst zu genießen; es thut seine Wirkung, wenn er es für sich, d. h. auf seine Rechnung, von dem Priester verrichten läßt. Diese Lehre erzeugte die stillen oder Winkel-Messen, welche eine Fundgrube der Macht und des Ansehns der Priesterschaft wurden. Der Priester ging nun, wenn es verlangt und bezahlt ward, allein in die Kirche und hielt das heilige Meßopfer, das er selbst erst hervorbrachte und dann auch selbst genoß. Die Segenswirkungen, welche unaussprechlich vorgestellt wurden, kamen bei diesen stillen Messen nicht dem Meßpriester, sondern dem dafür bezahlenden Gläubigen zu statten. Der Priester, als Mittler zwischen Gott und den

Menschen, bedurfte auch derselben nicht, wenn er nur das Geld empfing.

Es blieb nicht bei diesen Wunderwirkungen des Meßopfers für Lebende. Nein, auch den längst Verstorbenen konnten sie mitgetheilt werden. Es ist bereits oben erwähnt, daß die Seelen eine Zeitlang im Fegfeuer brennen müssen. Aus demselben befreiet sie nun der heilige Meßpriester gar bald, wenn die Anverwandten ihre milde Hand aufthun und fleißig Seelenmessen halten lassen; denn dies ist der Ausdruck der Kirche für das den Abgeschiedenen gewidmete sogenannte Abendmahl.

Was das Äußere der Messe betrifft, so gehört, außer dem Pomp und der Pracht der Altäre, auch noch dazu, daß man Lichter oder Kerzen und das Bild des Gekreuzigten dabei aufstellt. Die Lichter sind eine Nachahmung des heidnischen und jüdischen Gottesdienstes; denn hier wurden sie angesteckt, um die düsteren Tempel zu erleuchten und durch diese magische Beleuchtung auf die Gemüther des staunenden Volkes zu wirken. Gleichen Zweck hatten auch die Prunkgewänder der heidnischen Priester, so wie die beim Opfer dienenden Knaben in der weißen Tunika, welche

wir unter dem Namen Chorknaben beim katholischen Meßopfer wieder finden. Selbst das Meßglöckchen, welches den Augenblick der zauberischen Verwandlung anzeigt, soll aus dem römischen Heidenthume herrühren. — Genug, alles ist auf Täuschung berechnet und wahrlich sehr gut berechnet, so lange ein Volk von den Fesseln des Aberglaubens gehalten wird.

Die Austheilung des Abendmahls selbst soll durch die Art und Weise, wie sie geschieht, gleichfalls jenen Zweck erreichen. Mit einer Miene und Haltung, welche tiefe Unwürdigkeit und Erniedrigung ausspricht, nahet sich der arme unter der Sündenlast niedergebeugte Laie den Stufen des prunkenden Altars, knieet demüthig nieder vor den Schranken, die ihn von dem heiligen Mittler absondern, um aus dessen Hand die geweihete Hostie zu empfangen, die er aber als Sünder nicht mit seiner Hand*) berühren darf.

---

*) Daß aus diesem Grunde der Laie die geweihete Hostie nicht berühren darf, geht schon aus dem ganzen Streben des Papstthums hervor, den Priester hoch über den Laien zu erheben. Man sieht es aber auch aus den Decretalen. Sie enthalten z. B.

Knieend muß er den vom Priester geschaffenen Gott empfangen, um dadurch die Anbetung auszudrücken. Daß der Katholik vor dem Genusse des Meßopfers erst beichten und seinem Beichtvater Alles ohne Ausnahme, selbst das Geheimste bekennen muß, weil er sonst keine Absolution empfangen kann, ist bekannt. Diese Ohrenbeichte muß gleichfalls dazu dienen, die Herrschaft der Priester über die Seelen zu befestigen; denn durch sie entdeckt man alle Geheimnisse, und nichts kann der Geistlichkeit verborgen bleiben.

Die römische Kirche hält sich für die allein seligmachende. Außer ihr ist kein Heil zu

---

zwei Schreiben von Sixtus I, worin das Betasten der heiligen Gefäße durch Laien untersagt wird. Ein Gleiches geschah auf einer Synode zu Quedlinburg im Jahre 1085. Ganz deutlich belehrt uns darüber der evangelisch gewordene ehemalige Pfarrer Henhöfer. Er sagt: „in der Schrift steht, daß man sich keine Menschensatzungen soll aufdringen lassen, z. B. rühre nicht an, koste nicht, taste nicht an. Coloss. 2, 20. 21. — in der katholischen Kirche darf man weder die Hostie, noch den Kelch, noch die Monstranz (Hostienbehältniß) anrühren. S. Rückkehr katholischer Christen zum evangel. Christenth. von Tzschirner, S. 7.

finden, und alle nicht-katholische Seelen sind ewig verloren. Eben daher giebt es auch keine Religion in der Welt, bei welcher man so erpicht wäre, Proselyten zu machen, als sie. Alle ersinnliche Mittel werden angewandt, die verlorenen Schaafe in den großen Schaafstall des römischen Papstes einzuführen, und an dem dargebotenen Heile der gütigen Mutter Theil nehmen zu lassen. Juden und Heiden, Getrennte und Ketzer werden mit gleichem Eifer herbeigelockt, und wo es sich thun läßt, zum Heile ihrer Seelen mit Gewalt gezwungen. Keine Religion in der Welt ist so unablässig besorgt, die Glieder der Kirche vor dem Gebrauche der Vernunft und des Nachdenkens zu bewahren, als die katholische, weil die vorwitzige Vernunft nur Zweifel gegen die Untrüglichkeit des Papstes, gegen Fegfeuer, Meßopfer u. s. w. erregt und die Gemüther beunruhigt. Aus dieser Absicht ist denn auch die katholische Kirche die unduldsamste in der ganzen Welt. Sie hat in Spanien Tausende verbrannt, weil sich durch die heilige Inquisition ergab, daß sie abweichende oder gar ketzerische Meinungen hegten; ihr Verfahren gegen die Albigenser, gegen die Reformirten in Frankreich, zumal die Pariser

Bluthochzeit und ähnliche Scenen, sind sprechende Zeugnisse, daß die römische Kirche durch jedes noch so schauderhafte und entsetzliche Mittel gern alle Menschen ohne Ausnahme in ihren mütterlichen Schooß zu treiben sucht. Bedient sie sich solcher Mittel jetzt nicht mehr, so geschieht es nicht darum, weil sie ihre alten Grundsätze abgelegt oder gemildert hätte, nichts weniger! diese stehen unverändert fest; es geschieht vielmehr, weil die freie evangelische Kirche ihr in den bedeutendsten Ländern Europa's zur Seite steht, und freimüthige Schriftsteller in derselben mächtig ihre Stimme gegen solche Greuel erheben würden, ohne zu fürchten, in den Bann gethan und auf den Scheiterhaufen geschleppt zu werden. Wendet sie aber auch jene grausenerregende Bekehrungsmittel nicht mehr an, so läßt sie es doch nicht an anderen zweckmäßigen Einladungen und Lockungen fehlen. Sie hat die Jesuiten, die sie ehemals selbst verdammte, wieder hergestellt. Diese Trabanten des Papstes verstehen es am Besten, verirrte Schaafe zurückzuführen und haben schon Manchen gewonnen. Darauf gründet sich ihre Hoffnung, dereinst auch die ganze evangelische Kirche zu zerstören, und ihre Glieder in ihren

Schooß aufzunehmen. Was man sehnlichst wünscht, hofft man freilich; doch sind, ungeachtet des Übertritts einiger Schwachen, im Ganzen die Zeichen der Zeit jener Hoffnung nichts weniger, als günstig.

Dritter Zeitraum.

Luther's Reformation.

Ungeachtet sich die Päpste und die ganze papistische Klerisei alle Mühe gegeben hatten, ihr höchst entstelltes Christenthum so allgemein herrschend zu machen, daß alles Licht, alle Erkenntniß der wahren Lehre Jesu dadurch sollte verdrängt werden; ungeachtet sie Scheiterhaufen, Bann und andere ähnliche Mittel brauchten, um jeden glimmenden Funken reinerer Religions-Einsichten sogleich zu ertödten: so gab es dennoch von Zeit zu Zeit Männer, welche mitten in der Finsterniß und unter dem furchtbaren Zwange, nicht nur selbst bessere Vorstellungen von der Religion hegten, sondern es auch wagten, sie Anderen mitzutheilen. Freilich wurden sie auf das eifrigste verfolgt und unter dem gebrandmarkten

Namen der Ketzer aus der Welt geschafft. Allein immer erhoben sich neue Stimmen gegen die schreienden Mißbräuche in der Kirche. So sorgfältig auch die römische Kirche darüber wachte, die Bücher der heiligen Schrift den Laien völlig unzugänglich zu machen, so gelang es dennoch Manchem, sich daraus über die eigentliche Beschaffenheit des Christenthums zu belehren und das eigene Licht weiter zu verbreiten. Seit dem zwölften Jahrhunderte kannten die Waldenser, wovon noch jetzt mehrere Gemeinen in Piemont und einige auch im Königreich Wirtemberg leben, die heilige Schrift in einer französischen Übersetzung, und übten einen Gottesdienst, welcher dem der ursprünglichen christlichen Kirche sehr nahe kam. Späterhin trat in England Johann Wiclef als Gegner des Papstthums auf, übersetzte die Bibel und verbreitete Licht. Ihm folgte in Böhmen Johann Huß, durch welchen viele freie Vorstellungen, zumal über den verderbten Zustand der Geistlichkeit, in Umlauf kamen. Alles dies bereitete zur Reformation oder Kirchenverbesserung vor. Mehrere Päpste hatten ein höchst schändliches Leben geführt, und sich in den Augen aller denkenden Menschen verächtlich gemacht, und

die Geistlichkeit überhaupt zeichnete sich meist durch ein so unanständiges und lasterhaftes Verhalten aus, daß immer mehr Edelgesinnte gegen den Unfug in der Kirche ihre Stimmen erhoben und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangten; allein immer wußten die Päpste auszuweichen und es blieb bei den gewohnten Mißbräuchen, bis der Ablaßunfug, den im nördlichen Deutschland der Mönch Johann Tetzel, und in der Schweiz Bernardin Samson trieben, hier Luthern in Wittenberg, und dort Zwingli in Zürich mächtig aufregten. Beide widersetzten sich den Greueln dieser Mönche, welche für Geld alle Missethäter lossprachen, und große Summen damit zusammenbrachten.

Es ist hier der Ort nicht, den Erfolg der kühnen Unternehmungen beider Reformatoren ausführlich darzulegen; vielmehr setzen wir billig eine hinlängliche Bekanntschaft mit den allgemeinen Ereignissen der Reformation voraus, und führen nur an, in wie fern Anhalt daran Antheil nahm. Bekanntermaßen arbeiteten Luther und Zwingli an dem großen Werke, jeder für sich und fast zu gleicher Zeit. Luther widersetzte sich Tetzeln im Jahre 1517 öffentlich, Zwingli hingegen

dem Samson, welcher ein Jahr später nach der Schweiz kam, im Jahre 1519. Indeß hatte Zwingli bereits als Pfarrer in Einsiedeln, wohin er 1516 berufen wurde, sehr frei gegen die Mißbräuche der römischen Kirche gepredigt.

Der Nähe wegen hatte Luther's Reformation in den ersten Zeiten auf Anhalt allein Einfluß; die schweizerische kannte man nur aus öffentlichen Nachrichten. Da nun schon früher einzelne Personen der anhaltischen Fürstenfamilie, namentlich die Äbtissin Scholastika von Gernrode, eine anhaltische Prinzessin, Fürst Magnus, Dompropst in Magdeburg, und andere manche geläuterte Vorstellungen über gewisse Lehren ihrer Kirche hegten, so mußte Luther's Unternehmen gar bald auch in Anhalt Eingang finden. Es ist merkwürdig, daß sich zuerst eine Klosterjungfrau, Nachfolgerin der Äbtissin Scholastika, welche 1504 gestorben war, für die Kirchenverbesserung erklärte. Es war die Äbtissin Elisabeth von der Wida oder Weyda. Sie bekannte sich zu Luther's Lehre bereits im Jahre 1521, also zu einer Zeit, wo noch große Gefahr mit einem solchen Schritte verbunden war. Vermuthlich hatten ihrer Vorgängerin Grundsätze und

Einsichten auf sie gewirkt. Ihr Entschluß erregte großes Aufsehn in der Umgegend; ihre Klosterjungfrauen widersetzten sich demselben nicht nur, sondern auch die benachbarten Bischöfe und weltlichen regierenden Herren mahnten sie ab; allein vergeblich. Sie beharrte standhaft auf ihren Vorsatz, berief einen evangelischen Prediger für ihre Stiftskirche aus Wittenberg, der eigentlich Müller hieß, nach der Sitte der damaligen Zeit aber seinen Namen ins Lateinische übersetzte und sich Molitor schrieb. Er bemühte sich nun, für die neue Lehre in der Umgegend zu wirken; indeß war sie damals noch lange nicht, was sie späterhin wurde, denn Luther selbst hatte damals fast nur erst vorzüglich wider den Ablaß, die Hoheit des Papstes und einige andere hervorspringende Irrthümer gekämpft; der Gottesdienst selbst war noch unverändert.

Ein Jahr darauf, also 1522, folgte die Stadt Zerbst dem Beispiele der Gernroder Äbtissin. Hier, wo so viel Klöster und Mönche waren, die gemeiniglich für das Papstthum am muthigsten kämpfen, hätte man dies nicht so früh erwarten sollen; allein zweierlei Ursachen trugen dazu bei, nämlich, theils der Verkehr der

7*

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Zerbster Bürger mit der Stadt Wittenberg, theils, und insonderheit, der berühmte Fürst Wolfgang, welcher in Zerbst in großem Ansehn stand. Er war das Jahr vorher auf dem Reichstage zu Worms, wohin Luther vorgeladen wurde, zugegen gewesen, und mochte hier bereits Zuneigung zu dessen Grundsätzen gefaßt haben; denn bald zeigte er sich als einen Freund Luther's und seiner Lehre. An ihm hatten die Bürger von Zerbst eine Stütze, als sie es wagten, dem Papstthume zu entsagen. Sie wurden zu diesem Schritte insonderheit durch eine Predigt aufgemuntert, die Luther selbst den 18ten Mai gedachten Jahres in der Kirche des Augustiner-Klosters hielt. Glücklicher Weise befand sich damals ein Mönch im Barfüßer-Kloster, Johann Luckow, welcher vorher eine Zeitlang in Wittenberg gelebt und Luther's Grundsätze angenommen hatte. Er predigte nunmehr in Zerbst in Luther's Geiste fort, und erhielt bei der Bürgerschaft fast allgemeinen Beifall; aber seine Ordensbrüder haßten ihn desto mehr, und nöthigten ihn, das Kloster zu verlassen. Indeß schrieb Fürst Johann seinetwegen an den Convent des Klosters, und erlangte von demselben, daß

Luckow wieder in seine Stelle gesetzt wurde. Jedoch erinnerte ihn der Fürst in einem Schreiben, daß er es zwar gern sähe, wenn der Prediger die Leute durch das Evangelium zu einem recht christlichen Leben leite; allein es sei auch seine ernstliche Meinung und Begehren, daß keine Unruhe verursacht werde, und daß sich Luckow mit seinen Ordensbrüdern vertrage. — Da der Prediger fortfuhr, nach des Fürsten Meinung das Evangelium zu predigen, aber auch die unnützen und schädlichen Ceremonien des Papstthums zu verwerfen, so dauerte der Friede mit den Mönchen nicht lange. Bald versuchten sie, ihn bei der Fürstl. Herrschaft anzuschwärzen, indem sie ihm Schuld gaben, daß er Meinungen vortrage, die Unruhen veranlassen könnten und höchst unanständig wären.

Fürst Johann schrieb hierauf nochmals an Luckow in ziemlich mißfälligen Ausdrücken, und hielt ihm vor, daß er seiner Ermahnung nicht nachgekommen sei, das heilige Evangelium so zu predigen, daß dadurch kein Anstoß und Ärgerniß verursacht werde, sondern viel grobe Stücke auf der Kanzel geredet, wodurch das Evangelium nur verlästert werde. Er giebt ihm ausdrücklich

zu erkennen, daß er als Landesherr nicht geneigt sei, irgend etwas zuzulassen, was wider den gemeinen christlichen Gebrauch der Kirchen laufe, es sei denn, daß es durch eine Kirchenversammlung abgeändert werde. Zuletzt fügt er die Drohung hinzu, daß, wenn sich Luckow jener angeschuldigten Äußerungen für die Zukunft nicht enthalten würde, der Fürst ihn ferner nicht im Lande könne bleiben und predigen lassen.

Der Prediger vertheidigte hierauf seine Unschuld in einem Schreiben an den Fürsten, und bat zugleich den Rath zu Zerbst, ihm ein Zeugniß darüber zu ertheilen, welches ihm dieser auch an demselben Tage ausfertigte. Der Rath stellte darin vor, daß Luckow nichts Unanständiges und Ungeziemendes gepredigt, sondern allein das helle Wort des Evangeliums vorgetragen, woraus in Zerbst keine Neuerung entstanden sei. Dieses Zeugniß muß auf den Fürsten Johann einen guten Eindruck gemacht haben; denn nunmehr fuhr Luckow ungehindert fort, die Lehre des Evangeliums zu predigen, und sowohl die Glieder des Magistrats, als die Bürger, hörten ihn gern, und wurden durch ihn immer mehr in der neuen Lehre befestigt. — Von den damals

gemeinschaftlich regierenden Fürsten in Anhalt war Wolfgang der einzige, der die Neuerung in Zerbst gern sahe. Er war, wie wir bereits gesehen haben, schon damals Freund und Anhänger von Luther's Reformation. Die übrigen drei, Johann, Georg und Joachim, blieben noch katholisch, obgleich auch der erstere schon durch seine Verwendung für Luckow eine gewisse Vorliebe für die neue Lehre verrieth; nur wollte er kein Aufsehn und keine Unruhe erregt wissen, sondern erwartete eine Reformation durch ein Concilium (Kirchenversammlung).

Als im Jahre 1524 die Pfarrstelle an der Nicolai-Kirche erledigt wurde, bat der Magistrat die Fürsten Wolfgang und Johann, einen frommen und gelehrten Mann für diese Stelle zu bestimmen oder die Erlaubniß zu ertheilen, daß der Rath selbst einen Pfarrer wählen dürfe. Die Fürsten gewährten die letztere Bitte, und man wählte nun einen evangelisch gesinnten Pfarrer, wie vorauszusehen war. Der neugewählte hieß entweder Mesebuch oder Jarken. Der Bischof von Brandenburg, zu dessen Sprengel Zerbst gehörte, nahm es sehr übel, daß man einen lutherisch gesinnten Pfarrer angestellt hatte, und

ermahnte den Magistrat, denselben wieder abzuschaffen. Als dieser dem Verlangen nicht Genüge leistete, so wendete der Bischof sich an Fürst Johann mit der Bitte, daß die ketzerischen Geistlichen, deßgleichen alles, was wider die alte christliche Ordnung und wider das Verbot des Papstes und Kaisers streite, abgeschafft und verworfen werde. Auch erbot er sich, einen verständigen Seelsorger zu schicken, der das Evangelium lauter und klar und ohne ketzerischen Zusatz verkündige. Fürst Johann sowohl, als seine Mutter, die Fürstin Margarethe, an welche sich der Bischof gleichfalls gewendet hatte, schrieben wirklich deßhalb an den Magistrat. Dieser antwortete jedoch, daß diese Religionsfreiheit im Bisthum Brandenburg selbst gestattet würde. Der Bischof wiederholte seine Vorstellungen um so mehr, da er gehört, daß sich der neue Pfarrer sogar verehelichen wolle, und die Zerbster unterdeß mit den Bildern in der Nicolai-Kirche übel gehauset hätten. Er klagt, daß mehrere vermessene Leute Kreuze, Bilder, Kerzen, Epithaphien und dergl. aus Übermuth und böser Eingebung auf einen Wagen geladen, damit nach dem Augustiner-Kloster gefahren, und diese Heiligthümer

mit Schimpf und Spott unter der Braupfanne verbrannt hätten, und ihren Muthwillen zur Verachtung Gottes und zum Ärgerniß ihres Nächsten im Beisein vieler Einheimischen und Fremden getrieben. Gar angelegentlich bittet der Bischof den Fürsten, er wolle bei diesem teuflischen Regimente nicht länger schlafen.

Während dieser Ereignisse bittet die Gemeine der Bartholomäus- und Marienkirche die fürstliche Herrschaft gleichfalls um einen evangelischen Pfarrherrn, und wählte nach erhaltener Zustimmung einen solchen; da es aber an Mitteln zu seiner Unterhaltung gebrach, so kam sie bald darauf wiederum bittend ein, daß man die Einkünfte der geistlichen Brüderschaften des heil. Leichnams, der Elenden, des heil. Kreuzes und dergl. darauf verwenden möchte, weil dieselben doch nur mit Müßiggehen verzehrt würden. — Dies war für den Bischof von Brandenburg ein neues Ärgerniß, welches ihn vermochte, an den Erzbischof Albert von Magdeburg, den Churfürsten Joachim von Brandenburg, und den erzkatholischen Herzog Georg von Sachsen zu schreiben, welche bisher Mitvormünder der drei jungen Fürsten von Anhalt gewesen waren. Diese

erließen nun ein nachdrückliches Schreiben an die Fürsten Wolfgang und Johann, worin sie den von den Zerbstern getriebenen Unfug mit den schwärzesten Farben schildern, von Entweihung der heil. Messe und Sacramente reden, und die angestellten evangelischen Geistlichen verlaufene Mönche und Pfaffen nennen, welche die Zerbster mit ihren ketzerischen Lehren verführten. Churfürst Joachim von Brandenburg, der sich damals selbst in Deßau aufhielt, schrieb an den Rath zu Zerbst und ermahnte denselben, jene Neuerungen zu unterlassen, und die alte Ordnung unverändert, wie die Voreltern gethan hätten, bestehen zu lassen. Fürst Johann und sein Bruder Joachim antworteten auf jenes Schreiben, daß sie sich mit ihrem Vetter Fürst Wolfgangen über die Vorgänge in Zerbst, die sie selbst nicht billigten, besprechen wollten, und daß sie glaubten, der liebe Vetter werde sich der Billigkeit gemäß in dieser Sache beweisen. Der Rath zu Zerbst entschuldigte sich in einem Schreiben an die Fürsten damit, daß zwar in der Nachbarschaft manche Unruhe vorgefallen, bei ihnen aber alles ruhig sei und der Geistlichkeit kein Unrecht geschehe. Was die Neuerungen, die

in Zerbst vorgenommen sein sollten, betreffe, so wären sie sehr bereit, dahin zu sehen, daß darin nichts anderes, als was mit dem Evangelium übereinstimme, solle vorgenommen werden. Dabei ging die Reformation in Zerbst ungehindert ihren Gang fort. Der Bischof, welcher durch seine Anhänger von Allem muß benachrichtigt worden sein, schrieb an die eifrig katholische Fürstin Mutter Margarethe nach Deßau, und ersuchte sie, dem Unfuge zu steuern; auch an den Rath zu Zerbst ließ er ein nachdrückliches Schreiben ergehen, worin er drohete, daß er weitern Rath und Beistand suchen werde, wenn man die Ungebührnisse nicht abstelle. Fürst Johann ermahnte den Rath nicht weniger ernstlich, von seinem Vorhaben abzustehen, und päpstlicher Heiligkeit und kaiserl. Majestät Mandat und Gebot Gehorsam zu leisten.

Fürst Wolfgang war jedoch anderer Meinung. Er übersandte dem Rathe einen weitläuftigen Aufsatz, dessen sich derselbe als Antwort auf des Fürsten Johanns Ermahnung bedienen solle. Der wesentliche Inhalt war: daß sie als Christen nur allein dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln folgen, und allen Menschen-

satzungen entsagen müßten, und bäten daher ihren Landesherrn, sie bei diesem Vorhaben zu lassen. Der Fürst ermahnte hierauf nochmals, seinem Vorschlage zu folgen, der den Zerbstern unbezweifelt zum Heile an Leib und Seele gereichen werde. Die Fürstin Mutter fragte den Fürsten Adolph, der Bischof zu Merseburg war, um Rath, was in dieser bedenklichen Sache zu thun sei, und erhielt von ihm zur Antwort: „Er habe Alles gelesen; glaubte aber nicht, daß bei den Zerbstern etwas auszurichten sei; man möchte daher auf ihre Gefahr und Verantwortung alles geschehen lassen,“ und so blieb denn alles in der That, wie es war.

Im Jahre 1526 ereignete sich ein neuer Vorfall, welcher vollends alle Hoffnung benahm, daß die Stadt Zerbst jemals für das Papstthum wieder würde gewonnen werden. Es war folgender: Der Hofcaplan des Fürsten Johann sollte auf dessen Befehl den Freitag vor Pfingsten in der Bartholomäi-Kirche Messe halten, und ersuchte deßhalb den bei dieser Kirche angestellten evangelischen Pfarrer um Erlaubniß. Dieser aber fragt ihn: „ob er ein teuflisches Werk anheben wolle?“ Da der Caplan dennoch sein Vorhaben

ausführte, so that ihn nicht nur der Pfarrer der Bartholomäi-Kirche, sondern auch der von St. Nicolaus in den Bann. Der Fürst fand sich zwar dadurch beleidigt, allein man findet nicht, daß die Sache weitere Folgen gehabt habe, als daß eine Aussöhnung zwischen den streitenden Geistlichen zu Stande gekommen, und der katholische Caplan wahrscheinlich durch die Gründe der Pfarrer überzeugt und auf ihre Seite gebracht wurde.

Eine andere Begebenheit schien bedenklichere Folgen zu haben, und wurde nicht so bald abgethan. Der größte Theil der Einwohner von Zerbst war den Verbesserungen beigetreten, die bisher in der dortigen Kirche zu Stande gebracht wurden; allein es gab auch noch Anhänger des Alten und Hergebrachten; denn auch über gute Menschen vermag die Gewohnheit und die von den Vätern ererbte Sitte ungemein viel. Die Macht der Gewohnheit läßt uns das Schädliche, Unschickliche und Irrige übersehen, und wir beharren dabei zeitlebens, wenn nicht besondere Umstände auf uns einwirken. Jene Anhänger des Papstthums in der Stadt Zerbst fanden zwar in den Stadt-Pfarrkirchen keine Gelegenheit mehr,

ihren Gottes- und Heiligendienst nach alter Weise zu halten; aber in der Kirche des Barfüßer-Klosters wurde noch für ihre Bedürfnisse gesorgt. Hierher gingen sie, um zu beichten, Messe zu hören u. s. w. Der Rath wollte dies durchaus nicht dulden, ließ die Mönche aufs Rathhaus kommen, und befahl ihnen, weder Beichte, noch Messe zu halten, noch das Abendmahl ohne Kelch auszutheilen, sondern die Kirche geschlossen zu halten.

Nach heutiger Denkart würde man dies für schreiendes Unrecht, für Gewissenszwang erklären; allein zur Zeit der Reformation dachte man nicht hieran. Wo die Evangelischen die Oberhand hatten, mußte sich der schwächere Theil nach ihren kirchlichen Einrichtungen bequemen; wo hingegen die Katholiken der stärkere Theil waren, da ging es den Evangelischen nicht besser. Nur besondere Umstände machten hiervon eine Ausnahme. — In Zerbst fügten sich die eifrigen Mönche keineswegs sogleich, sondern beschwerten sich bei dem mehrmals angeführten Bischof Dietrich von Brandenburg, welcher sie aufmunterte, in ihrem heiligen Werke fortzufahren, und den gläubigen Seelen mit den geistlichen

Gütern der Kirche beizustehen. Der Magistrat eignete sich hingegen das Patronatrecht über das Kloster zu, und begab sich Sonnabends nach dem Sonntage Mis. Domini 1525 ins Kloster, nahm den Brüdern ihr Silberzeug, die Kleinodien und andere Zierrathen weg, und verbot ihnen, zu predigen. Dienstag nach Ägidius im Jahre 1526 begab sich der Bürgermeister Matthäus Müller mit einigen Rathsgliedern abermals ins Kloster, und untersagte den Mönchen nochmals, den papistischen Gottesdienst fortzusetzen. Da sich dieselben entschuldigten, daß sie dies ohne Erkennung einer Kirchenversammlung nicht dürften, so ließ der Rath bekannt machen, daß bei Strafe Niemand mehr den grauen Mönchen — so hießen die Barfüßer ihrer Kleidung wegen — Allmosen ertheilen sollte.

Fürst Johann ermahnte von Neuem, die Mönche in Ruhe zu lassen; doch wiederum ohne Erfolg; vielmehr ging der Bürgermeister und mehrere Glieder des Raths nochmals ins Kloster, forderten die Schlüssel, ließen sie nach erfolgter Weigerung durch die Stadtdiener mit Gewalt wegnehmen, legten Wache ein, nahmen die Thurmglocken ab u. s. w., so daß es das Ansehn

hatte, als wenn das ganze Kloster aufgehoben werden sollte. Nun erhoben die Mönche Klagen über Klagen, auch mischten sich zu ihren Gunsten die adeligen Familien von Latorf und Walwitz aus dem Grunde ein, weil ihre Vorfahren viel Kleinodien ins Kloster gewandt hätten. Sie klagten ebenfalls bei Fürst Johann. Dieser vertröstete sie auf Fürst Wolfgang, und setzte einen Termin an. Wolfgang kam aber nicht, und der Prozeß zog sich in die Länge. Endlich wandten sich die Barfüßer an den König Ferdinand, der auch an die Fürsten schrieb. Es wurde eine Zusammenkunft zu Acken festgesetzt, wo sich der Magistrat verantworten sollte. Dieser zeigte an, daß jetzt die Pest bei ihnen herrsche, und daher mehrere Rathsglieder abwesend wären. So wurde die Sache mehrere Jahre in die Länge gezogen, bis der Provinzial der Barfüßer im Jahre 1529 beim Reichskammergerichte klagte. Nun erging ein kaiserlicher Befehl an den Rath, die Mönche wieder in den vorigen Stand zu setzen, und weiter nicht zu beunruhigen. Der Rath bat dagegen, die Klage seiner ordentlichen Obrigkeit, den Fürsten, zu überweisen, welches auch geschah. Der Provinzial wendete sich darauf

mündlich an den Kaiser; doch die Sache war nicht wichtig genug, und es gab damals mehr zu schlichten, als daß sich Kaiser und Reich hiermit hätten befassen können, und so zog sich der Handel hin, bis im Jahre 1531 die verwittwete Fürstin Margarethe, die Hauptstütze des Papstthums in Anhalt, starb. Nunmehr sahen die Mönche wohl ein, daß sie nichts ausrichten würden, weil das Lutherthum sich immer weiter im Lande ausbreitete, und verglichen sich mit dem Rathe.

Fürst Johann mußte sich beleidigt fühlen, daß der Rath zu Zerbst so kühn seinen Ermahnungen zuwider handelte; daher klagte er selbst auf dem Reichstage wider die Stadt Zerbst und zugleich wider Bernburg, welche um diese Zeit gleichfalls das Papstthum abschaffte. Allein er meinte es nicht ernstlich damit, kam überdies mit einer noch mildern Gesinnung gegen Luther's Lehre vom Reichstage zurück, als er hingereist war. Unter welchen Umständen übrigens in der Stadt Bernburg das Papstthum abgeschafft wurde, ist weiter nicht bekannt; wahrscheinlich gab es doch auch daselbst Gegner der lutherischen Neuerungen, und also Kampf.

In Deßau hielt sich das Papstthum länger. Hier residirte und regierte die Fürstin Margarethe, Wittwe des Fürsten Ernst, als Vormünderin ihrer drei Söhne, der mehrmals genannten jungen Fürsten Johann, Georg und Joachim, welche bis an ihr Ende nicht gestattete, daß in den Ceremonien der Kirche irgend eine Änderung vorgenommen werden durfte. Auch sorgte sie dafür, daß ihre Söhne nichts dergleichen unternahmen. Zwar gab sie Luther's Dringen auf die heilige Schrift Beifall, doch mißfiel ihr seine eigenmächtige Veränderung der Kirchengebräuche, wozu er ihrer Meinung nach kein Recht hatte. Ihr Hofprediger Johann Mensing bestärkte sie in ihrem Festhalten an der väterlichen Religion; denn er war ein erklärter Feind des Lutherthums, und eiferte in Schriften und Predigten dagegen. Doch die Sache änderte sich nach dem Tode der Fürstin. Bald untersagte man dem neuen Hofprediger Anspach in der Güte, nicht mehr gegen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, d. h. mit Brot und Kelch, zu predigen. Viele Einwohner der Stadt bekannten sich bereits im Herzen zur evangelischen Kirche, hatten aber, weil nur eine Kirche vor-

handen war, keine Gelegenheit, sich das Abendmahl nach Luther's Weise reichen zu lassen. Im Jahre 1532 gestatteten endlich die jungen Fürsten den Bürgern der Stadt Deßau diese Freiheit öffentlich. Der Hofprediger Anspach hatte es übel genommen, daß ihm Vorschriften waren gemacht worden; er ging ab, und nun beriefen die Fürsten einen evangelischen Hofprediger, Nicolaus Hausmann, der erst in Deßau vor Johann und Joachim, darauf in Wörlitz vor allen drei Fürsten, die nun auch zur evangelischen Kirche übergingen, predigte, und dann angestellt wurde.

Großes Aufsehn machte der Übertritt der drei fürstlichen Brüder von Anhalt bei den benachbarten streng katholischen Fürsten, namentlich bei dem Erzbischof Albert von Magdeburg, dem Churfürsten Joachim von Brandenburg, und dem ärgsten Feinde Luther's, dem Herzoge Georg von Sachsen. Der letztere hatte eine Unterredung mit dem Fürsten Joachim in Leipzig, und schilderte ihm den Hofprediger Hausmann als einen verlaufenen Pfaffen, der noch nicht genug Gift gehabt und deßhalb nach Wittenberg gegangen sei, um noch mehr einzusaugen.

Fürst Joachim vertheidigte hierauf Hausmannen, und versicherte, daß dessen Predigten nichts anders als christliche Lehre enthielten; wenn sie aber irgend etwas, das Aufruhr errege, etwas Schwärmerisches, oder was Wiedertäuferisch oder Zwingli'sch wäre, enthielten, so sollte dies nicht eine Stunde geduldet werden. Man sieht hieraus, welche Begriffe man damals noch in Anhalt von des sanften Zwingli Lehrbegriff hegte.

Herzog Georg wurde nicht überzeugt; er sagte von Hausmann: „ich kenne ihn wohl, er ist ein rechter Bube, und wird Ew. Liebden dahin bringen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen, und daß die Pfaffen sollen Weiber nehmen, und wird die Messe umwerfen." — An Fürst Georgen schrieb er in dieser Angelegenheit zweimal. Der Herzog scheint genaue Nachrichten gehabt zu haben von Allem, was in dieser Angelegenheit in Anhalt vorging. So hatte er erfahren, daß Luther in Wörlitz bei einem der Brüder des Fürsten gewesen sei. Hierüber sagt er nun: „Ist er von selbst gekommen, so ist zu vermuthen, er habe das beginnen wollen, was er längst geübt, nämlich seine ketzerische Sekte verstärken. Ist er aber gerufen, so hat

es auch ein böses Ansehn; denn es sei nicht zu vermuthen, daß der Bruder des Fürsten Luthern bekehren und besser machen werde." Hintennach erhält der Reformator noch gar arge Titel.

Hausmann fuhr nun fort, die evangelische Lehre zu verkündigen, und Fürst Georg sorgte dafür, daß auch die übrigen Kirchen des Landes von päpstlichen Mißbräuchen gereinigt, in evangelische umgeschaffen wurden. — Wie die Reformation in der Stadt Cöthen eingeführt sein mag, darüber finden sich keine Nachrichten; indeß ist wahrscheinlich, daß sie daselbst bald und ohne großen Widerspruch angenommen sei, weil diese Stadt theils allein unter Wolfgang's Herrschaft stand, theils keine Mönche hatte. — Ob in Anhalt noch einzelne Familien oder Personen katholisch blieben, als bereits alle Kirchen des ganzen Landes der Reformation geöffnet waren, ist unbekannt. Mehrere Adelige, namentlich ein Amtmann in Roßlau, bekannten sich noch im Jahre 1532 zur katholischen Kirche.

Dem edlen Wolfgang bleibt der Ruhm und das Verdienst, die Reformation in Anhalt aus allen Kräften befördert zu haben. Sein Herz war offen für die Wahrheit; daher verließ er

den Irrthum, als Luther anfing, dagegen zu predigen. Er betrieb das heilige Werk mit besonnenem Eifer und aus so lauteren Absichten, daß er versichern konnte, als er den Zerbstern seinen Schutz versprach, „er scheue sich nicht, zur Vertheidigung des göttlichen Wortes und heiligen Evangelii Leib und Gut, Land und Leute daran zu setzen.“ Dies waren nicht leere Worte; nein, er bewährte sie. Als der papistische Disputator Eck einst mehreren evangelischen Fürsten frech ins Antlitz sagte: „O ihr Lutherschen; ihr wollet wider den Strom schwimmen. Meinet ihr, daß eure Sache Bestand haben werde? Wo wollet ihr bleiben?“ Da erwiederte ihm Wolfgang: „Meinet ihr, daß eure Sache Bestand haben könne? Unsere Sache ist gut und Gottes Sache; dem trauen wir; er wird sie wohl erhalten. Es gerathe, wie es wolle; sollten wir auch darüber zu Grunde gehn!“ Bei einer andern Gelegenheit, wo sich für die Evangelischen Ungewitter zusammenzogen, sagte er: „Lieber will ich Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davon gehen, als dem Evangelio untreu werden.“ Als das den 25. Junius 1530 übergebene, von den evangelischen Fürsten unterschriebene Glau-

bensbekenntniß — die Augsburgische Confession — von ihm gleichfalls unterzeichnet ward, sagte er: „Ich habe manchen schönen Ritt anderen zu Gefallen gethan, warum sollte ich nicht auch unserm Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zum ewigen Ehrenkränzlein im himmlischen Leben eilen?"

Als kurz vor der Übergabe der Confession der Kaiser Karl der Fünfte und sein Bruder, der römische König Ferdinand, theils überredend, theils drohend die evangelischen Fürsten zu bewegen suchten zur Rückkehr in die katholische Kirche, da sagten Wolfgang und Markgraf George: „Sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit halten, wenn er sie bei ihrem Glauben ließe; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verleugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen!" — Welch edles Beispiel für Wolfgang's Nachfolger! Doch heutiges Tages denken nicht alle Fürsten so. Was würde der heldenmüthige Wolfgang sagen, wenn er sähe, daß in unseren Zeiten schon mancher evangelische Fürst, dessen Vorfahren für

die Wahrheit kämpften, schwach genug war, den elenden Lockungen der schlauen Jesuiten zu folgen? — Für den edeln Wolfgang traten gar bald Zeitumstände ein, wo er seine Verheißungen bewähren konnte, und wie musterhaft hat er sie bewährt! Die evangelischen Fürsten errichteten zum Schutz wider ihre Feinde den Schmalkaldischen Bund. Hierbei zeigte sich Wolfgang ausgezeichnet thätig, und unternahm zu diesem Behufe mehrere beschwerliche Reisen, und gab sich alle Mühe, den Frieden zu erhalten. Er freuete sich schon im Geiste der edeln Früchte seiner Anstrengungen, als er durch den Tod Luther's, der sein Freund war, in tiefe Betrübniß versetzt wurde. Bald nach dem Tode des Reformators brach der Krieg aus, in welchem der Kaiser die evangelischen Verbündeten schlug, und den Churfürsten von Sachsen, nebst dem Landgrafen Philipp von Hessen, nach der Schlacht bei Mühlberg zu Gefangenen machte. Wolfgang wurde in die Reichsacht erklärt und seine Länder einem spanischen Günstlinge des Kaisers überlassen. Es war den 12. Januar 1547, als die Erklärung des Kaisers dem Fürsten, der auf dem Schlosse in Bernburg sich aufhielt, bekannt

wurde. Er verlor den Muth nicht, setzte sich zu Pferde, und ritt unter dem Gesange: Eine veste Burg ist unser Gott! zur Stadt hinaus. Er mußte flüchtig werden, und sich während der Acht verborgen halten; dennoch wankte er nicht, sondern wirkte auch in der Verbannung unter großer Gefahr noch für das Evangelium.

Durch die Reformation wurden in Anhalt nicht nur alle Klöster, sondern auch die übrigen in der katholischen Kirche gewöhnlichen Gesellschaften aufgehoben, und die Güter derselben eingezogen. Sie erhielten eine weit nützlichere Bestimmung, als bisher, indem sie zur Stiftung und Erhaltung von Kirchen, Schulen, Hospitälern und dergl. verwendet wurden. Manche wohlthätige Stiftung, wie z. B. das Hospital des heil. Geistes in Deßau, hatte einen Theil seiner Güter dem Dom in Coswig überlassen müssen und erhielt sie jetzt größtentheils zurück. Die Einkünfte des Nonnenklosters zu Coswig wurden der Kirche zu Deßau zugewandt, so wie die der Calandsherren. In Zerbst mußten dieselben Güter zur Stiftung eines Stipendiums

dienen. Auch Predigerbesoldungen nahm man von dergleichen Einkünften. Das Barfüßer-Kloster in Zerbst wurde in eine Schule, späterhin in ein Gymnasium umgebildet, welchem gute Einkünfte aus den aufgehobenen Stiftern Gernrode und Mönchen-Nienburg zu Theil wurden. Fürst Wolfgang hinterließ ein Legat von 12000 Thalern zu verschiedenen heilsamen Zwecken, insonderheit auch zu dem noch unter seinem Namen bekannten und vorhandenen Wolfgangischen Stipendium für unbegüterte Studirende. Da im Papstthume so wenig für eigentlichen Volksunterricht geschah, weil die Religion in Ceremonien bestand, und man wenig um Erleuchtung und Besserung der Menschen bekümmert war: so sorgten die Fürsten nunmehr eifrig für bessern Unterricht in Kirchen und Schulen, stellten zu dem Ende tüchtige Prediger und Schullehrer an, und thaten überhaupt, was in ihren Kräften stand, um eine bessere Volksbildung zu erzielen; führten die lutherische Bibelübersetzung ein, und ordneten den Gottesdienst in den Landeskirchen an, wie er in anderen evangelischen Ländern gehalten wurde; doch ließ sich eine völlige Gleichförmigkeit damals aus mehrerlei Ursachen nicht

zu Stande bringen. Es wurden Superintendenten in den vier Hauptstädten angestellt und Kirchenvisitationen gehalten. Ein Consistorium gab es im Anfange nicht, weil Fürst George als evangelischer Dompropst zu Magdeburg die geistliche Gerichtsbarkeit übernahm. Der erste Superintendent in Deßau war vielleicht der Hofprediger Hausmann, in Zerbst war es Fabricius, in Cöthen Schlaginhausen, und in Bernburg Gerike. An tauglichen Pfarrern war Mangel; denn die aus dem Papstthum übergegangenen hatten zum Theil nur geringe Kenntnisse; doch mußte man sich behelfen, und Wittenberg lieferte nach und nach einsichtsvollere. Das sogenannte Interim, welches Kaiser Karl V. den Evangelischen vorschlug, oder der Zwischenzustand der kirchlichen Angelegenheiten bis zu einer Kirchenversammlung, wurde von Anhalt, wie von den benachbarten Ländern, nicht angenommen, weil es der bisher eingeführten evangelischen Ordnung ganz zuwider war.

Vierter Zeitraum.

Einführung der schweizerischen oder reformirten Confession.

Kaum hatte die durch Luther in Deutschland gestiftete evangelische Kirche von außen her Ruhe erlangt und Gelegenheit gewonnen, sich innerlich zu vervollkommnen und weiter auszubilden, so erhoben sich unter ihren eigenen Lehrern mancherlei Streitigkeiten, und zwar meist über sonderbare Gegenstände. So wurde z. B. über die Seligkeit ungetaufter Kinder gestritten, und deßhalb in Deßau eine Zusammenkunft von Theologen (Gottesgelehrten) gehalten, zu welcher sich im Septbr. des Jahres 1555 Geistliche aus der Nähe und Ferne, aus Greifswald und Nürnberg, einfanden. Sie entschieden die Sache dahin, daß ungetaufte Kinder, außerhalb der christl. Kirche

geboren, nicht selig werden, weil über sie der Name des Herrn nicht angerufen wird; Kinder dagegen von christl. Eltern selig würden, weil man sie doch gern zur Taufe brächte, wenn es möglich wäre, und weil von ihren Eltern der Name des Herrn über sie angerufen würde. Andere heftige Streitigkeiten erregte das Interim des Kaisers, welchem Einige Beifall geben zu müssen glaubten, Andere nicht. Überhaupt gehören hierher die sogenannten adiaphoristischen Händel, welche unter den lutherischen Theologen darüber mit Erbitterung geführt wurden, ob man gewisse Ceremonien und Gebräuche aus dem Papstthume der reinen Lehre unbeschadet beibehalten könne oder nicht, z. B. Zierrathen und Bilder, Kerzen, Chorhemden, lateinische Gesänge und dergl. Auch die anhaltischen Theologen wurden in diese Zänkereien mehr oder weniger hineingezogen. Vorzüglich gab die Erklärung der Einsetzungsworte im Abendmahle „dies ist mein Leib ꝛc." Gelegenheit zu den heftigsten Streitigkeiten. Luther hatte gelehrt: man genieße den wahrhaftigen Leib und das wahrhafte Blut Christi unter der Gestalt des Brots und Weins im Abendmahle, obgleich er nicht, wie die

Papisten, eine Verwandlung durch die Consecration (Weihung) des Priesters annahm. Zwingli dagegen betrachtete Brot und Wein als Zeichen des Leibes und Blutes Jesu, und erklärte, daß der Ausdruck: das ist, nichts weiter beweise, als dies bedeutet. Er bewies seine Erklärung aus der Schrift, und Niemand hatte ihn gründlich widerlegt. Ein Gespräch zwischen ihm und Luther zu Marburg hatte nichts gefruchtet; jede Partei blieb bei ihrer Meinung, und schon zu Luther's Lebzeiten entwickelten sich heftige Zwistigkeiten dieser Sache wegen. Luther's Heftigkeit riß ihn oft hin zu feindlichen Äußerungen gegen den Schweizer, der ihn gleichwohl hochschätzte und nie beleidigt hatte. Ein anderer, und man kann sagen, der eigentliche Stifter der reformirten Kirche, Joh. Calvin in Genf, stimmte in den meisten Stücken mit Luther, noch mehr aber mit Zwingli überein, wich aber von Beiden in Erklärung der Einsetzungsworte ab. Nach seiner Auslegung wird Christus im Abendmahle von dem, der es würdig feiert, zwar wahrhaftig, aber nicht leiblich, sondern geistig und herzlich genossen. Diesen geistigen Genuß verstand der Reformator von der Theil-

nahme an den Verdiensten und Wohlthaten Christi. Zwischen Luther's und Zwingli's Erklärung stand die Calvinische mitten inne, und hätte also wohl beide Parteien einander näher bringen können. Allein Rechthaberei, Parteistolz, Eifersucht und andere geheime Leidenschaften verleiteten die Theologen damals noch weit mehr, als jetzt zu unnützen Wortklaubereien und Streitigkeiten, die in jenen Zeiten weit schlimmere Folgen nach sich zogen. Auch Calvin schätzte Luther's Verdienste hoch, und sprach mit Achtung von ihm; doch Luther bewies sich gegen ihn eben so heftig, wie gegen Zwingli.

Man hätte glauben sollen, mit Luther's Tode würde die Feindseligkeit zwischen der von ihm gestifteten und der schweizerischen Kirche aufhören; allein mehrere seiner Nachfolger setzten sie mit einer noch größern Heftigkeit fort. Je mehr über eine Sache hin und her gestritten wird, desto reiflicher werden auch von ruhigen Zuschauern die Gründe für und wider erwogen, und Mancher dadurch zur andern Partei gezogen, zu welcher er ohne die Streitigkeit nicht würde übergetreten sein. So ging es auch mit der Abendmahlslehre. Zwingli's und Calvin's

Gründe, womit sie ihre Meinung bewiesen, waren von der Art, daß sie den Unparteiischen allerdings für sich einnehmen mußten. Nur der leidenschaftliche Parteigeist nimmt keine Vernunftgründe an. Daher kam es denn, daß vorzüglich Calvin's Lehre häufig Eingang fand bei Vielen, die sonst der Lutherischen anhingen. Dies reizte die Eifersucht der Zeloten nur noch mehr, und erbitterte dieselben gegen die unsinniger Weise sogenannten Sacramentirer. Dies war der Schimpfname, womit schon Luther alle die bezeichnete, welche nicht glauben wollten, daß man Fleisch und Blut Christi im Abendmahle genieße. Wer sich unter den Lutherischen nur einigermaßen von dieser Vorstellung entfernte, wurde von den Zeloten mit einem Grimme angefallen, den sie selbst gegen die Katholiken nicht zeigten; dennoch war diese Hinneigung zur calvinischen Lehre jetzt sehr gemein, und selbst der sanfte, friedliebende Melanchthon zeigte sich derselben gar nicht abgeneigt. Da er nun schon in manchen anderen Punkten den Zeloten nicht nach ihrem Sinne gewesen war, so zog er sich jetzt um so mehr ihren Unwillen zu. Den Feinden des edlen Mannes war es zuzuschreiben, daß

das Religionsgespräch zu Worms zwischen den Evangelischen und Katholiken unterbrochen wurde. Er schrieb bald darauf (im Jahre 1557) an Fürst Joachim zu Anhalt, „daß man mehr auf seinen Ruin, als den Papisten zu begegnen, geneigt wäre; da er hingegen lieber die Jugend informiren, als dem Gezänke solcher Zusammenkünfte beiwohnen wolle.“ Doch nicht Melanchthon allein wurde angefeindet und geschmähet, sondern auch Alle, die ihm anhingen und mit ihm in freundschaftlicher Verbindung standen, wie der gottselige und allgemein hochgeachtete Fürst Georg von Anhalt. Namentlich that dies der berüchtigte Flacius, den Pfeffinger den Lügen- und Mordgeist nennt.

Da nun Melanchthon mit den damaligen Fürsten von Anhalt überhaupt in genauer Verbindung stand und diese ihn hochschätzten, so ist's nicht zu verwundern, daß sie der mildern Partei ihrer Kirche beitraten, und ihren Fürsten folgten die Geistlichen des Landes. Die heftigen Streitigkeiten, welche innerhalb der deutschen evangelischen Kirche selbst wütheten, mußten natürlich derselben bei den Katholiken sehr nachtheilig sein. Auch frohlockten diese, daß nicht nur die deutsche

mit der schweizerischen Kirche in Feindschaft stehe, sondern daß jene in sich selbst kämpfe. Erleuchtete Fürsten sahen mit Betrübniß die traurigen Folgen hiervon, und suchten dem Unglück zuvorzukommen. Im Jahre 1569 begab sich daher auf Veranlassung seines Herrn und anderer Fürsten der Wirtembergische Theolog Jacob Andreä an mehrere fürstliche Höfe, um Einigkeit in der Kirche herzustellen. Er kam auch nach Anhalt, und hier wurde in Zerbst eine Zusammenkunft verschiedener Theologen gehalten, in welcher man sich in den streitigen Punkten allerdings vereinigte. Doch während dieser Verhandlungen gab es in Wittenberg schon wieder neue Irrungen. Der Sacramentirer geschah auch bei dieser Zusammenkunft Erwähnung, und man verwahrte sich auf alle Weise gegen ihre Lehre, als ob sie ein ansteckendes Gift, oder eine Ketzerei gewesen wäre. Wenn nun diese ächten Lutheraner so gegen ihre Brüder in der Schweiz gesinnt waren, darf es denn befremden, wenn sie selbst wiederum mit jenen von den Papisten für Ketzer, und das Lutherthum ketzerisches Gift genannt wurde?

Je mehr indeß die schmähsüchtigen Zeloten sich und ihre ganze Kirche gegen die Lehre der

sogenannten Sacramentirer verschanzten, desto größern Beifall fand sie unter den Denkenden und Gebildeten, welche jenes Schmähen und Schimpfen verabscheueten. Churfürst Friedrich der Dritte von der Pfalz war unter allen deutschen evangelischen Fürsten der erste, welcher Calvin's Lehre vom heil. Abendmahl beitrat. Ihm flößte die Verfolgungswuth Abscheu ein, mit welcher die Zeloten seiner bisherigen Kirche alle diejenigen behandelten, die sich zu Calvin's Lehre bekannten. Ein wilder Schreier, Heshusen in Heidelberg, der gegen die in den pfälzischen Landen lebenden Reformirten ausgelassen wüthete, ward des Landes verwiesen, ein Bedenken des kürzlich verstorbenen Melanchthon über das Abendmahl vom Churfürsten im Jahre 1560 bekannt gemacht, und darauf das ganze Kirchenwesen in dem Churfürstenthume nach der Weise der Genfer Kirchenordnung eingerichtet. Der Churfürst folgte keinen Eingebungen, keinen Rathschlägen der Geistlichen, sondern lediglich seiner eigenen Überzeugung, und da mehr die Lutheraner, als die Katholiken Zweifel erhoben, ob die Reformirten in Deutschland geduldet werden dürften, und Antheil an dem Religionsfrieden

hätten, so zeigte er ihnen auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1566, daß ihn ihre Zweifel keineswegs erschütterten.

Diese Begebenheit in der Pfalz erregte natürlich die Erbitterung der ächten Lutheraner gegen die Reformirten nicht nur, sondern auch gegen alle die, welche sich ihrem Lehrbegriffe näherten, in einem noch höhern Grade. Doch er stieg bei Vielen bis zur Wuth, als selbst in Chursachsen, besonders im Meißenschen Kreise, Calvin's Lehre vom Abendmahl so großen Beifall fand, und sogar in Wittenberg von Einigen gelehrt wurde. Der Grund dieses Beifalls, den Calvin's Lehre an so vielen Orten erhielt, lag jedoch nicht allein in dem Schauderhaften, was der Glaube an den Genuß des Fleisches und Blutes Jesu für denkende und feinfühlende Herzen mit sich führt, sondern auch unstreitig mit in dem neuen Lichte, welches ihrer Meinung nach die Eiferer für die lutherische Lehre dadurch über dieselbe zu verbreiten suchten, daß sie die abenteuerliche Lehre von der Ubiquität, d. i. Allenthalbenheit des Leibes Christi, oder von seiner Allgegenwart auf die Bahn brachten. Luther selbst hatte damit bereits seine Lehre gegen

die Angriffe ihrer Gegner zu vertheidigen gesucht.

In Sachsen hielt sich Calvin's Lehre nicht lange, und da ihre Gegner erst Gelegenheit fanden, ihr Haupt zu erheben, so wurde sie mit einem Ungestüm bestürmt, der ihre Anhänger entweder zum Widerruf oder zur Flucht nöthigte, vielen, wie dem Canzler Crell und Melanchthon's Schwiegersohn, Peucer, Gefängniß zuzog. Mehrere Märtyrer ihrer Religionsüberzeugung flohen nach Anhalt, und fanden hier eine gütige Aufnahme. Noch leben die Nachkommen von manchen damals aus Sachsen hierher geflüchteten Familien. Es war sehr natürlich, daß die Vertriebenen um desto inniger an ihrer Überzeugung hingen, je härter sie deßhalb verfolgt waren, und daß sie da, wohin sie sich begaben, ihre Grundsätze verbreiteten. Da es nun schon in Anhalt zwar nicht erklärte Anhänger Calvin's, aber doch Jünger Melanchthon's gab, und nicht nur viele Theologen, sondern selbst die Fürsten, als Freunde des seligen Mannes, dazu gerechnet werden durften, so wurde dadurch diese Partei im Lande verstärkt, zugleich durch die fortdauernden Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen

in Sachsen und anderen Nachbarländern, so wie durch die empörenden Schmäh- und Schandschriften ihrer Gegner, wie gewöhnlich, nur noch stärker in ihrer Überzeugung befestigt, und so die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses immer mehr vorbereitet.

In Sachsen war man beflissen, Einigkeit in der Kirche zu erhalten, und hatte daher zu Torgau im Jahre 1576 eine Formel aufgesetzt, die jeder unterschreiben mußte. Diese Formel wurde auch den Theologen in Anhalt zugeschickt, und ihr Gutachten verlangt. Sie setzten eine weitläuftige Schrift auf, worin sie unter andern sagen, daß sie in ihrem Fürstenthume durch ausländisches Gezänk nicht zerrüttet, sondern vielmehr in einfacher Wahrheit befestigt wären, und wiesen, unter Beistimmung des Fürsten Joachim Ernst, das Ansinnen von sich ab. Auch die Holsteiner hatten dies gethan. Hierauf setzte eine Anzahl lutherischer Theologen eine neue Formel zu Klosterberge bei Magdeburg auf, und wünschte, daß sie von Allen, also auch den Anhaltinern, unterschrieben und angenommen werden möchte. Es war die berüchtigte Eintrachtsformel, die zu vielen neuen Streitigkeiten in

der lutherischen Kirche führte, und in mehreren Ländern, wie auch in Anhalt, nicht angenommen wurde. Ein Gespräch zu Herzberg zwischen anhaltischen und sächsischen Theologen brachte keinen bessern Erfolg. Damit hatte aber das ungebührliche Ansinnen der unverständigen Eiferer noch kein Ende. Es wurden den Theologen in Anhalt von neuem Fragen vorgelegt, z. B. ob sie glaubten, daß der Leib Christi im Himmel, auch zugleich auf Erden, an allen Orten zu derselben Stunde sei, wo und in welcher Abendmahl gehalten wird? — ob dies der allmächtige Gott bewirken könne? — ob er es auch thue? — ob Christi Leib und Blut nicht bloß mit dem Glauben von dem frommen Christen, sondern auch vom ungläubigen Judas mit seinem Munde empfangen würde? u. s. w. Während sich diese unverständigen Priester mit solchen Fragen beschäftigten, wodurch sie bloß die Meinung der Anhaltiner ausforschen wollten, vergaßen sie gänzlich die Liebe, die Jesus durch gemeinschaftliche Theilnahme an seinem Gedächtnißmahle befördern will; denn keinen andern Zweck hatten ihre sogenannten Einigkeitsversuche, als Zänkereien zu erregen, und der Erbitterung gegen die freien Lauf zu

lassen, die sich auch nur entfernt dem Lehrbegriffe Calvin's näherten. Was sie zu verhindern strebten, beförderten sie. Ein ihnen gewachsener Gegner in Anhalt war schon in der Unterredung zu Herzberg der Superintendent Wolfgang Amling in Zerbst. Unter seiner Mitwirkung legten die anhaltischen Theologen den Sachsen andere Fragen vor, z. B. ob das Abendmahl, welches Christus vor 1546 Jahren mit den Jüngern gefeiert, noch dasselbe sei, welches wir jetzt celebriren? — ob der Leib Christi, als er am Kreuze bei Jerusalem auf Golgatha hing, auch zugleich in Rom, Athen und anderen Orten gewesen sei? — ob der Leib Christi, den er auf Erden hatte, zugleich ein corpus locale, d. h. der Raum einnehme, und auch ein corpus illocale sei, d. h. der keinen Raum einnehme?

Da die Eiferer nicht aufhörten, die anhaltischen Theologen zu verunglimpfen und anzuschwärzen, so sahen sich diese genöthigt, ihr Glaubensbekenntniß der Welt vor Augen zu legen. Sie zeigen darin, daß sie glauben: im Abendmahle genieße man denselben Leib und dasselbe Blut Christi, das am Kreuze für die Sünde der Menschen geopfert und vergossen sei, ohne sich auf

weitere Erklärung der Einsetzungsworte einzulassen. Daß sie damals weder Zwingli's noch Calvin's Meinung angenommen, erklären sie deutlich; aber eben so nachdrücklich weisen sie die Ubiquität oder Allenthalbenheit des Leibes Christi mit beigefügten Gründen von sich. Unterschrieben ist dieses weitläuftige Glaubensbekenntniß von den Superintendenten Amling zu Zerbst, Dragendorp zu Bernburg, Haring zu Cöthen und Brendel zu Deßau, den 16ten April 1585. Der Fürst Joachim Ernst ließ es auch den Pfarrherren, Diakonen und Kirchen- und Schuldienern in Anhalt vorlegen und unterschreiben, so daß man nicht zweifeln durfte, die Augsburgische Confession und Luther's Lehre sei noch in Anhalt.

Einige Jahre später erhob sich ein anderer Streit, der nicht die eigentliche Lehre, sondern die äußeren Gebräuche beim Gottesdienste betraf. In den deutschen evangelischen Kirchen hatte man noch eine ziemliche Anzahl papistischer Gebräuche stehen lassen, welche die von Zwingli und Calvin gestifteten Kirchen gleich Anfangs gänzlich abschafften, indem sie dem Grundsatze des Christenthums gemäß „Gott nur im Geist und

in der Wahrheit anzubeten" den Gottesdienst so einfach und prunklos einrichteten, wie er bei den ersten Christen gewesen war. Wer bei dem Hasse der meisten deutschen Evangelischen gegen die Schweizer jetzt in den beibehaltenen papistischen Ceremonien irgend etwas änderte oder wegließ, der durfte darauf rechnen, von ihnen mit Heftigkeit angefallen und beschimpft zu werden. Denn diese wollten durchaus dieselbe Freiheit, die sie für sich von den Papisten forderten, ihren eigenen Mitchristen nicht zugestehen. In Anhalt war, wie anderwärts, der papistische Exorcismus, d. h. die Austreibung des Teufels bei der Taufe der Kinder, beibehalten und geübt worden. Die angesehensten Theologen des Landes kamen jedoch zu der Einsicht, daß dieser abscheuliche Gebrauch nicht nur vernunft-, sondern auch schriftwidrig *)

*) Es ist unbegreiflich, wie Geistliche, welche die Bibel kannten und sich beständig gegen die Katholiken auf dieselbe beriefen, nicht einsahen, wie sehr dem Geiste des Christenthums entgegen der Exorcismus war. Wenn sie doch nur an die schöne Stelle, Matth. 19, 14 u. f., gedacht hätten, wo der kindlich liebevolle Weise von Nazareth spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret

sei, und ließen ihn allmählig weg. Schon bei Lebzeiten des Fürsten Joachim Ernst, Stammvaters der noch jetzt blühenden drei anhaltischen Fürstenlinien, wurde der Anfang mit Abschaffung des Exorcismus gemacht, und zwar auf die Veranlassung, weil in jener Zeit mehrere unzeitige Geburten statt fanden, die todtgeborenen Kinder aber nicht getauft, und also des Teufels nicht entledigt werden konnten. Die Mütter ängstigten sich deßhalb, und wenn man ihnen Trost zusprach, so fand derselbe keinen Eingang, weil sie damit widersprachen, daß doch der Teufel aus ihren Kindern nicht ausgetrieben sei, und dieser sie daher zu Genossen der Hölle machen werde. Ein Beispiel, wie verderblich bei ungebildeten Menschen auch der abgeschmackteste Aberglaube sei! — Diesem nach hielt man für gut, durch Abschaffung des Exorcismus jenen Aberglauben zu entfernen, und fing damit in Zerbst ohne Jemandes

---

ihnen nicht; denn ihnen gehört das Reich Gottes." Vergl. auch Matth. 18, 2 u. f. und 1. Cor. 14, 20. Dieselben Kinderseelen, die Jesus für rein und unschuldig erklärt, sollten vom Teufel besessen sein! Welcher Widerspruch! Welche Verkehrtheit!

Widerrede in beiden Pfarrkirchen an. Wie gebildet müssen also schon damals die Einwohner dieser Stadt gewesen sein. In der größern Stadt Leipzig fand in unseren Zeiten Rosenmüller noch manche Hindernisse bei Abschaffung desselben Mißbrauchs!

In der fürstlichen Familie machte Johann Georg I., ältester Sohn Joachim Ernst's, Stammvater der Deßauischen Linie, im Jahre 1589 den Anfang mit Abschaffung des Exorcismus, indem er seine Tochter Sophie Elisabeth in Gegenwart der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg ohne denselben taufen ließ, nachdem vorher der Pfarrherr zu Deßau deßhalb eine ausführliche Predigt gehalten. Bald darauf wurde die ganze Austreibung auch in der Kirche zu Deßau; dann auf Bitte des Superintendenten Dragendorp in Bernburg und noch in demselben Jahre auch in Cöthen abgeschafft. Auf den Dörfern erregte die Abschaffung des Exorcismus von Seiten der Ritterschaft einige Beschwerde. Sie baten, daß man sie bei ihren alten Ceremonien lassen möchte; allein der weise Fürst duldete auch hier das Unkraut nicht. Er ließ zur Belehrung des Volks ein Taufbüchlein

drucken und vertheilen, und so nach vorhergegangener Unterredung der Superintendenten mit den Pastoren zur Abschaffung schreiten. Zugleich befahl er, daß jeder, wer hierbei Bedenken trüge, seine Meinung und die Ursachen der Weigerung mittheilen solle. Der Pastor Faber in Amsdorf weigerte sich, die Austreibung zu unterlassen. Er wurde nach Deßau beschieden, wo in Gegenwart des Fürsten, der Superintendenten und anderer Räthe dieserhalb mit ihm gesprochen ward. Es kam auf Ja oder Nein an, und zuletzt bequemte er sich. Eben so ging es mit den Geistlichen aus den Ämtern Coswig, Ballenstädt, Groß-Alsleben und dem Stifte Gernrode. Sie wurden nach Deßau beschieden, und da sie keine Gründe aus der Schrift für den Exorcismus beizubringen vermochten, so mußten sie sich auch zu dessen Abschaffung bequemen. Die Ballenstädter machten zwar noch einige Schwierigkeiten; allein als sie den Ernst sahen, fügten sie sich auch. Nur allein Johann Arndt, Verfasser des wahren Christenthums, weigerte sich standhaft, den Exorcismus fahren zu lassen, und ließ sich lieber seines Amts entsetzen. Einige von der Ritterschaft drückten manche in ihren

Gerichten eingesessene Landleute, z. B. einen Mann in Cörmigk, der sein Kind ohne Exorcismus hatte taufen lassen. Dies wurde ihnen verwiesen, und so fügten sie sich.

Die benachbarten Geistlichen, welche die Abschaffung des Exorcismus als einen Vorläufer der calvinischen Lehre betrachteten, ließen es nicht an Schmäh- und Widerlegungsschriften fehlen; doch die anhaltischen Prediger gaben eine Schrift unter dem Titel heraus: Antwort auf die neulich wider die anhaltischen Kirchendiener ausgesprengten Schmähkarten u. s. w. Am meisten zeichnete sich der Pastor Crato in Calbe aus, dem die Anhaltiner eine Protestation wider das untheologische Lästern und Schelten des Pfarrers zu Calbe entgegensetzten. Die meisten solcher Schmähschriften kamen bei dieser Gelegenheit aus dem Magdeburgischen. Selbst der damalige Administrator dieses Erzstifts, der nachmalige Churfürst von Brandenburg, Joachim Friedrich, warnte als Mitvormund der jungen Fürsten freundvetterlich den Fürsten Johann Georg, daß er ja möge dahin sehen, daß nicht unter dem Scheine der Abschaffung des Exorcismus und dergl. dem Calvinismus der Weg gebahnt würde.

Der Fürst antwortete, daß er bei solchen Unternehmungen auf weiter nichts sähe, als auf die Wahrheit des göttlichen Wortes.

Die Eiferer, welche in jedem Schritte der anhaltischen Theologen eine Annäherung zum Calvinismus (Calvin's Lehre) erblickten, hatten richtig vermuthet, nur daß sie durch ihr eigenes unchristliches Verhalten der Sache Vorschub leisteten. Wer einmal in der Verbesserung begriffen ist, findet immer mehr Anstößiges und sucht es zu beseitigen. So der fromme, unermüdet thätige und für die Aufnahme der Religion besorgte Fürst Johann Georg I. mit seinem einsichtsvollen Amling und übrigen Theologen. Die Abschaffung des Exorcismus war kaum zu Stande, als man noch andere in der Kirche aus dem Papstthume übrig gebliebenen Gebräuche nach dem Geiste der heil. Schrift prüfte und auf deren Abschaffung Bedacht nahm. Wie Luther Anfangs nur den Ablaß in seiner verderblichsten Gestalt bestritt und während des Kampfes immer weiter drang, so ging es auch hier. Wahrscheinlich trug auch zur Fortsetzung der Reformation, die überhaupt immer Pflicht der protestantischen Kirche ist, noch der Umstand bei, daß

die anhaltischen Theologen, durch die benachbarten angefeindet und verfolgt, nunmehr die Freundschaft entfernterer Kirchen suchten, und welche konnten dies anders sein, als die pfälzischen. Hier war, wie wir oben gesehen, die reformirte Confession aus ähnlichen Gründen bereits früher eingeführt worden. Trat man mit der pfälzischen Kirche in Verbindung, so mußte man auch in anderen Lehrpunkten anderer Meinung werden. Zu dieser Verbindung der beiderseitigen Kirchen kam noch die Vermählung des Fürsten Johann Georg mit der einzigen Tochter des Pfalzgrafen Casimir, so wie die kurz vorhergegangene des Fürsten Christian, seines Bruders, mit der gleichfalls reformirten Gräfin Anna von Bentheim, welche am churpfälzischen Hofe zu Heidelberg vollzogen wurde. Ob indeß die Hinneigung der Fürsten zur reformirten Lehre selbst ihre Wahl bei ihrer Vermählung bestimmte, weiß man nicht. Genug, man traf Anstalt, die pfälzische Kirchenordnung einzuführen. Bei Entwickelung der mitwirkenden Ursachen sagt Beckmann: „Es ist hierin zuförderst Gottes Direktion nicht zu verkennen, welcher seine verborgene Weise und Wege hat, sowohl in Religions- und

weltlichen Veränderungen der Menschen Herzen zu lenken und zu seiner Ehre zu richten."

Das Jahr 1596 ist dasjenige, mit welchem die Einführung der helvetischen oder reformirten Confession in Anhalt begann. Hin und wieder wurden in den Kirchen die aus den papistischen Zeiten zurückgebliebenen Bilder, Cruzifixe und dergl. weggenommen, weil nach den Grundsätzen der schweizerischen Reformatoren eine christliche Kirche zwar hell und reinlich, aber ganz einfach sein muß, damit die Gedanken der Versammelten nicht durch irgend auffallende Gegenstände abgezogen und zerstreuet werden. Bilder dürfen demnach in diesen Kirchen nicht sein, obgleich man selbst in Anhalt manche Ausnahme hiervon findet, wie besonders in der Hauptkirche zu Deßau. Noch ertönten in den Kirchen Anhalts die lateinischen Choralgesänge des Papstthums, und wurden von den Gemeinden gehört, ohne verstanden zu werden. Sie fielen nun gänzlich weg; eben so die Caseln und Chorhemden der Geistlichen, welche man mit der einfachen schwarzen Kleidung, Kragen und Mantel vertauschte. Die größte Veränderung erfuhr die Feier des Abendmahls. Wir haben oben gesehen, wie sehr diese dem

wahren Verehrer Jesu höchst ehrwürdige heilige Handlung durch Päpste und Mönche nach und nach in ihrem innern und äußern Wesen so entstellt war, daß man die papistische Messe nicht für ein Abendmahl Jesu erkennen konnte, wenn nicht der Name daran erinnerte. Noch standen die ehemaligen Altäre; noch brannten Lichter; noch hielten Schranken den Communicanten in demüthiger Entfernung; noch mußten sie niederknieen, als ob sie die Hostie hätten anbeten sollen, da doch Luther die darauf sich beziehende Lehre des Papstthums abgeschafft hatte. Alles dieses wurde abgeändert; die Altäre aus den Kirchen geschafft und Tische dafür hingesetzt. Nach den Grundsätzen der schweizerischen Reformation kann in einer christlichen Kirche von Altären die Rede nicht sein. Das Christenthum weiß von keinem Opfer; es betrachtet Gott nicht, wie der rohere Mensch, als einen Richter, der sich durch Geschenke (dies bedeuten die Opfer) versöhnen läßt, wenn wir gesündigt haben. Das Christenthum ist eine erleuchtende, bessernde, heiligende Anstalt Gottes. Altäre wecken nur die traurigen Erinnerungen jener finstern Zeiten, wo man Thiere und selbst Menschen schlachtete, um Gott zu

gefallen. Auch der Name Altar fiel weg, und statt dessen wurde die Benennung Tisch des Herrn eingeführt. Statt der noch üblichen Hostien oder Oblaten nahm man Speisebrot, brach es bei der Communion und gab es dem Communicanten in die Hand, wie auch den Kelch. Auch die Consecration fiel weg, und eben so wurde das Kreuzeszeichen vom Prediger nirgends weiter angewendet. Statt des Catechismus Lutheri führte man den Heidelberger ein, und in den Formularen beim Abendmahl, der Taufe u. s. w. richtete man sich nicht mehr nach der sächsischen, sondern pfälzischen Agende. Mit derselben wurde nicht Zwingli's, sondern Calvin's Lehre vom Abendmahle eingeführt. Manches, was den schweizerischen und anderen reformirten Kirchen fremd ist, z. B. die Vorlesung der evangelischen und epistolischen Abschnitte, wurde aus der lutherischen Kirche beibehalten; aber das Predigen über freie Texte eingeführt. Das Solosingen der Collekten, Antiphonen u. s. w. unterblieb. Der Gottesdienst begann, wie noch jetzt, mit gemeinschaftlichem Gesang und endete damit. Nicht in allen Stücken folgte man den Schweizern, so auch nicht in Abschaffung der Orgeln.

Diese ganze Umänderung fand manchen Widerspruch, insonderheit bei mehreren von der damals noch zahlreichen Ritterschaft. Viel trug zu ihrer Widersetzlichkeit die Aufreizung von außen her bei. Ihnen war schon die Abschaffung des Exorcismus zuwider, noch mehr die der Bilder, des Segnens von Brot und Wein und dergl. Sie beklagten sich darüber, stellten ihre Gründe vor und wurden von den Theologen widerlegt. Es kam dahin, daß man die von ihnen und ihren Vorfahren gestifteten Kirchen in ihrer bisherigen Verfassung ließ, alle die aber, in welchen die Fürsten das Jus patronatus besaßen, nach obiger Weise einrichtete. Denen, die nach alter Weise communiciren wollten, machte man keine Schwierigkeit, und so blieb ein Theil der Einwohner evangelisch-lutherisch, während ein anderer der neuen Ordnung folgte und evangelisch-reformirt genannt wurde. So hätten freilich auch die Lutherischen heißen können; denn Luther war Reformator und reformirte wie Calvin und Zwingli. Die anhaltisch-reformirte Kirche nahm unter ihre Lehren nicht ausdrücklich die Gnadenwahl auf, wie sie der strenge Calvin vortrug, sondern ließ darin

jedem seine Freiheit. Bedenkt man nun, daß hauptsächlich nur die Lehre vom Abendmahl und dann die größere Einfachheit der Kirchen und des Gottesdienstes sie von der Schwesterkirche, die Luther's Namen trägt, abscheidet, so muß man bedauern, daß von Anfang an so manche Zwistigkeiten zwischen beiden herrschten. So wie diese immer mehr sich legen, wird auch die Annäherung beider Kirchen immer größer werden, um so mehr, da die Schwesterkirche, die des deutschen Reformators Namen führt, längst das Auffallendste aus dem Papstthume, z. B. den Exorcismus, abgeschafft, und in vieler Hinsicht größere Einfachheit des Cultus (Gottesverehrung) eingeführt hat. Beide Kirchen sind im Wesentlichen Eins, nur eine leichte Scheidewand trennt sie noch; beide haben an dem Papismus, der sich zu allen Zeiten gleich bleibt und seine Grundsätze nie ändert, sondern nur sein Verfahren nach den Zeitumständen einrichtet, einen gemeinschaftlichen Feind, der sie stets zu vertilgen wünscht. Die Trennung beider evangelischen Kirchen war dem Papste und seinen Trabanten, insonderheit den Jesuiten, eine erwünschte Sache; denn ein Gegner, der mit sich selbst uneins ist,

der in seinem Schooße Feindseligkeiten nährt und übt, schwächt seine Kräfte und ist leichter zu besiegen.

In dem Zerbster Antheil des Fürstenthums Anhalt erhielt sich die eingeführte reformirte Confession nicht lange als herrschend; sie mußte der lutherischen wiederum Platz machen. Wie dies sich ergab, muß hier noch kürzlich erwähnt werden. Bei der Theilung des ganzen Landes in vier Stücke, welche die vier Söhne Joachim Ernst's, nämlich Joh. Georg, Christian, Ludwig (späterhin August's Nachkommen) und Rudolph erhielten, fiel dem letztern der Zerbster Antheil zu. Er war so eifrig der reformirten Confession ergeben, wie seine Brüder; vermählte sich aber mit einer oldenburgischen Prinzessin, die eben so streng lutherisch war. Bei seinem frühen Absterben verordnete er zwar, daß sein Sohn in der reformirten Confession erzogen und überhaupt nichts in Kirchensachen geändert werden sollte; allein seine Wittwe kehrte sich daran nicht, sondern ließ den Prinzen in der lutherischen Confession erziehen, welcher nach seinem Regierungsantritte nach und nach in allen

Kirchen des Landes die lutherische Lehre und die damit verbundenen alten Gebräuche wieder einführte, ausgenommen daß dem reformirten Theile der Zerbster Bürgerschaft die Nicolai-Kirche blieb. Es würde zu weit führen, auch nur im Auszuge die Streitigkeiten zu erwähnen, die daraus zwischen dem Fürsten Johann und seinen reformirten Vettern, den übrigen anhaltischen Fürsten, hervorgingen. Letztere nahmen sich ihrer Confessionsverwandten mit großem Eifer an, ohne jedoch ihren Zweck ganz zu erreichen. Fürst Johann behauptete, daß er mit dem Besitze seines Landesantheils auch das Recht geerbt hätte, das Religionswesen nach seinem Willen zu ändern, wie sich dessen die Oheime bedient hätten. Im westphälischen Friedensschlusse, im Jahre 1648, wurde zwar zwischen den Reformirten und Lutherischen in Hinsicht der Religionsveränderungen eines Landesfürsten festgesetzt, daß der lutherisch gewordene Fürst in einem reformirten Lande und der reformirt gewordene in einem lutherischen zwar für sich in seiner Residenz den Gottesdienst nach seinem Bekenntnisse halten, auch einzelnen Gemeinen seines Bekenntnisses diese Freiheit gestatten dürfe, ohne daß diese vom künftigen

Regenten wieder aufgehoben werden sollte, daß aber durch dieses Vorrecht die Landesreligion in keinem Stücke gekränkt und verändert werden dürfe. Hierdurch wäre nun Fürst Johann verhindert worden, die sämmtlichen Landeskirchen für seine Confession in Beschlag zu nehmen; allein er wußte es dahin zu bringen, daß dem besagten Artikel die Klausel angehängt ward, daß dem lutherischen Landesherrn, der erst seit einigen Jahren zum wirklichen Besitze seines Landes und des damit verbundenen Reformationsrechts gelangt sei, nicht benommen sein soll, sich desselben dennoch zu bedienen. Die reformirten Fürsten ließen diese Klausel weg, weil sie ihnen mißfiel; man änderte von Neuem daran, bis sie endlich aus Liebe zum Frieden einwilligten, daß die Klausel im Allgemeinen so ausgedrückt wurde: unbeschadet der Rechte der Fürsten zu Anhalt und Solcher, die auf gleiche Weise darauf Anspruch machen können.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lippold, G. H. C.,

Geschichte der Religionsveränderungen in Anhalt

Deßau 1826

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Top.o.7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11713380-5